



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Digitized by Google

SA 5828.29

Harvard College Library



**COLLECTION ON
SOUTH AMERICA**

**GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE**

o
Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Federmann.

Fünf und zwanzigster Theil.

B r a s i l i e n.

E r s t e s B ä n d c h e n.

Dresden
v. O. Hilscher'sche Buchhandlung.
1 8 2 9.

o

G e s c h i c h t e

v o n

B r a s i l i e n.

V o n ..

Dr. Ernst Münch,

Königl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Lüttich.

²
In d e r B ä n d ch e n .

E r s t e s B ä n d ch e n .

Von den ältesten Zeiten bis zur Ankunft des Königshauses
in Brasilien.

D r e s d e n

P. G. Hirsch'sche Buchhandlung.

1 8 2 9.

SA 5828.29



A. C. Cookidge
Harriet Bingham Jr.

Vor erinnerung.

Die Bearbeitung der Geschichte von Brasilien haben wir in drei Abtheilungen geliefert. Die erste soll des Landes älteste Schicksale und die Zeiten der portugiesischen Herrschaft bis zu jener Periode schildern, wo das portugiesische Königshaus genöthigt worden ist, die Colonie zum Hauptstaate zu erheben.

Die zweite begreift die Periode des Aufenthaltes jener Familie in dem lange so vernachlässigten Lande bis zur portugiesischen Revolution von 1820, welche zur Rückkehr sie nöthigte; ferner die Revolution von Brasilien, die Erhebung desselben zum constitutio-nellen Kaiserstaate, die Trennung von Portu-

gal und die Wirksamkeit der Herrschaft des
Dom Pedro bis zu den neuesten Tagen.

Die dritte Abtheilung wird sich mit
der Statistik und Topographie des so äußerst
merkwürdigen Landes beschäftigen.

Ein Verzeichniß der benutzten Quellen
und Materialien zu diesem Werkchen findet
man am Ende desselben beigefügt.

Lüttich, im Januar 1829.

M ü n ch.

In h a l t.

	Seite
Erstes Kapitel. Von dem Lande Brasilien im Allgemeinen.	1
Zweites Kapitel. Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen.	6
Drittes Kapitel. Die Geschichte der Entdeckung des Landes Brasilien.	20
Viertes Kapitel. Des Landes Eintheilung in Statthalterschaften.	25
Fünftes Kapitel. Der Franzosen Ansiedlung und Schicksale auf dem Festlande Brasilien.	35
Sechstes Kapitel. Der Franzosen vollständige Vertreibung aus dem Lande Brasilien.	39
Siebentes Kapitel. Des Landes Eintheilung in zwei Oberstatthalterschaften.	42
Achtes Kapitel. Des Landes Brasilien Schicksale unter spanischem Joch.	45
Neuntes Kapitel. Der Franzosen erneuerte Versuche auf Brasilien.	49
Zehntes Kapitel. Der Holländer Einbruch in Brasilien.	53

	Seite
Eilf tes Kapitel. Die fernern Begebnisse in Brasilien zwischen Portugiesen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moriz von Oranien.	60
Zwölftes Kapitel. Der Prinz Johann Moriz von Oranien in Brasilien und die Ereignisse bis zur portugiesischen Thronrevolution. . . .	69
Dreizehntes Kapitel. Rückwirkung der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moriz kehrt nach Europa. — Fortsetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Ver- triebung der Holländer	75
Vierzehntes Kapitel. Entdeckungen im In- nern des Landes Brasilien. — Die Paulisten.— Buenno.	84
Fünfzehntes Kapitel. Der Regerstaat Pal- mares und dessen Schicksal.	87
Sechszehntes Kapitel. Fernere Entdeckun- gen im Innern von Brasilien. — Bueno der Sohn. — D. Antonio d'Albuquerque. . . .	92
Siebenzehntes Kapitel. Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzosen.	95

Geschichte von Brasilien.

Erstes Kapitel.

Bon dem Lande Brasilien im Allgemeinen.

Wir beginnen die gedrängte Darstellung der Schicksale eines Landes, welches der Kultur im eigentlichen Sinne jetzt erst gewonnen worden ist, indem, nach jahrhundertlanger Unterdrückung und beispieloser Vernachlässigung unermesslicher Hülfsmittel, das Genie eines europäischen Fürsten, aus dem Hause Braganza, ihm politische Selbstständigkeit gab und zu dem erhabenen Gedanken sich steigerte, den vielgetrübten Herrscherfreuden im ererbten Reiche seiner Ahnen freiwillig zu entsagen, um in der neuen Welt Schöpfer einer bessern Ordnung der Dinge zu werden. Viele Reime der Civilisation sind bereits ausgestreut; der Reichthum an Schätzen der Natur und an Quellen der Industrie, welchen das Innere des Landes Brasilien verbirgt und welcher bis jetzt nur zum Theile unverarbeitet da liegt, erwartet zweckmäßige Benutzung. Eine Menge der verschiedenartigsten Menschenrassen und Völkerstämme,

deren Anblick und Zustand zur Zeit noch nicht selten mit Wehmuth oder mit Ekel erfüllt, bilden die Cadres einer eigenthümlichen Entwicklung. Was aus dem Mutterlande, in Folge politischer Stürme dahin ausgewandert, bestimmt den Charakter derselben wenigstens zum Theile. Wir liefern hier in größern Umrissen, nach Berichten der glaubwürdigsten Reisenden und nach den Ergebnissen der gründlichsten Forscher, die Beschreibung von der physischen Lage Brasiliens, von den Nationen die es füllen und von den Verhältnissen seiner mannichfach zusammengesetzten Bevölkerung.

Der Norden weist gleich eine Menge wichtiger Naturverbindungen auf. Der Amazonenfluss, in Peru entspringend, gestattet leichte Schiffahrt bis zu den spanischen Besitzungen. Seine unzähligen Nebenflüsse theilen das Capitanat von Para in vier Bezirke, und werden mit der Zeit wichtige Kanäle für den Handel bilden. In diesem so äußerst fruchtbaren Theile des Landes sind jene Flüsse bisher die einzigen Verbindungsstraßen. Das, was für Menschen eine Arbeit von mehreren Jahrhunderten gewesen wäre, übernahm die Natur selbst, mit zarter Sorgfalt hier in's Werk zu setzen. Das äußerste Ende von Brasilien und die ganze Guiana finden sich durch das wunderbare Flusssystem vereinigt, welches je noch in der Welt gesehen wurde. Denn der Rio-Negro, welchen man der Masse seiner Gewässer nach, wohl mit dem Amazonenfluss vergleichen könnte, verbändet sich mit dem Orenoko durch den Parima und den Glassiquaro. In neuesten Zeiten erst hat man völlige Gewissheit von dem Daseyn dieses Fluslaufes erhalten. Die ungeheuern Vor-

theile daraus für den Handel in der Zukunft springen Jedermann selbst in die Augen.

Die nördlichen Provinzen, welche unmittelbar nach jener von Para kommen, zeigen sich minder von Flüssen bespült, als abwechselnd von fruchtbaren Gefilden und sandigen Wüsten durchschnitten. Die Verbindung der verschiedenen Landschaften und die Bereisung derselben erfahren darum auch weniger Hindernisse. Sie sind der Bevölkerung und der Kultur, mittelst zweckmäßiger Colonien, in hohem Grade fähig. Maranhão, Piauhy, Siara, Nord-Rio grande, Parahyba bieten in ihrem Innern mehr oder weniger von jenen noch unbebauten Steppen dar.

Selbst in der fruchtbaren Statthalterschaft von Pernambuco stößt man noch häufig auf ähnliche. Doch entstromen, zum Ersatz und zum Troste, in den Gebirgen von Cavirys die Quellen mehr als eines bedeutenden Flusses. Die Wichtigkeit dieser Ströme verschwindet jedoch vor der Herrlichkeit des majestätischen San-Francisco, welcher in Minas-Gerans seinen Ursprung nimmt. Die Reisebeschreiber erschöpfen sich in Schilberungen von dem romantischen Laufe desselben und bieten der Phantasie eingeborner Dichter reiche Mährung. So anziehend er jedoch für die Einbildungskraft ist, so gefahrsvoll ist er für den Handel, zumal der vielen Fälle wegen, welche den Lauf der Schiffe unterbrechen und die Reisenden und die Bewohner, wenn sie augenscheinlichem Untergange ja sich nicht preis geben wollen, zu beträchtlichen Umwegen zwingen, welche meist in die Handelsgeschäfte einen kaum zu berechnenden Aufhalt und Schaden, durch Zeit- und Kostenaufwand bringen.

Die Provinz Bahia besitzt Verbindungen zu Wasser, welche hinreichend für die Bedürfnisse des Ackerbaues sind. Minder jedoch die Pflanzer für den Transport ihrer Waaren. Zum Behufe desselben müssen jene nicht selten zu Landwegen ihre Zuflucht nehmen.

Den beiden wichtigsten Städten des Reiches wird die Verbindung zu Wasser mit dem Innern sehr durch den Iquithonha erleichtert, welcher zwischen Porto-Seguro und Ilheos in den Belmontischen Ozean sich ergießt. Seit kurzer Zeit erst hat man die wahre Quelle dieses Stromes aufgefunden, welcher die Erzeugnisse von Minas-Novas den Häfen von San-Salvador und von Rio-Janeiro zuführt.

Gegen Süden zu, nimmt die Zahl der Flüsse ab; die Verbindungsstraßen zu Lande dagegen werden erleichtert. Der Mato-Grosso gewährt alle Vortheile der Schiffahrt im Innern und man kann getrost die Hoffnung hegen, daß die Nebenflüsse des Rio-de la Plata vereinst mit dem Amazonenstrom sich vereinigen werden.

Die Häfen Brasiliens sind ihrer Größe und Bequemlichkeit willen, allgemein bekannt. Man schlägt solches als einen bedeutenden Vortheil an, welchen das Land gegen die Republik des Silberflusses dadurch behauptet. Aber der Fleiß der Menschen hat noch viel hier nachzuholen, bis er das Geschenk der Natur vervollständigt hat. Die Küstenfahrt bedarf einer größern Thätigkeit, der Handel größerer Ausfuhr, als blos der Lebensmittel und Marktwaaren. Wenn in die Pflanzer ein unternehmenderer Geist der Industrie einst gekommen, - wird die Bewohner des Kaiserreiches

auch mehr politischer Sinn und Liebe zum neu-
erstandenen Vaterlande erfüllen.

Nicht gering sind die Hindernisse, welche dem innigern Verkehr unter den verschiedenen Provinzen die schlechte Beschaffenheit, ja beinahe der gänzliche Abgang eigentlicher Landstraßen, entgegenstellt. Die von Salvador und Rio-Janeiro nach Minas-Geraes sind die bis jetzt bedeutendsten. Dennoch lassen auch sie fast gar keine Wagen, sondern blos Maulesel zu. Der gleiche Fall ist bei der Straße von Santo Pablo nach Minas. Mit Bahia kann die Hauptstadt nur zu Wasser in Verbindung sich setzen. Zu rüstigstem Verkehr wäre eine ungemeine Zahl von Brücken nothwendig, zu deren Bau jedoch die dichten und reichen Waldungen Material in Ueberfluss darbieten. Bahia mit Pernambuco ist bis Maranhão durch einen Weg verbunden, aber der Mangel an Saumthieren erzeugt auch hier nicht geringe Schwierigkeiten. Diese und so viele Hindernisse, die der Handel erfährt, haben die Hauptthätigkeit der Brasilianer bisher immer noch auf den Ackerbau hingeworfen. Aber mit Hülfe der Zeit und durch Don Petro's Genie werden auch sie sich heben. Inzwischen dient das, was die Industrie im Innern hemmt, zu Vertheidigung des Landes nach außen.

Zweites Kapitel.

Die Geschichte der wilden Stämme und Nationen Brasiliens bis zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Portugiesen.

Die Ureinwohner Brasiliens haben beinahe das selbe Loos erlitten, wie die Eingeborenen aller übrigen amerikanischen Länder. Wo der verwüstende Fuß des Europäers hintrat, erstarb das Leben; der Fanatismus würgte schonungslos, was die Kriegswuth und die Habsucht übrig gelassen. Der übermuthige Zögling einer halben oder falschverstandenen Civilisation hielt nicht nur durch seine Abstammung von Taphet und durch seine weiße Farbe sich mehr als berechtigt, seine Brüder, welchen die Natur die schwarze, die kupferne, die gelbliche Farbe verliehen, als geborene Leibeigene und Sklaven zu betrachten, sondern es bestärkten ihn auch mönchischer Blutdurst und priesterlicher Uebermuth in dem Wahne, daß die Gottheit Wohlgefallen an der Opferung von Menschenrägen trage, deren noch in Kindheit befangener Verstand die schönen, durch Menschensäkungen jedoch so schändlich entstellten und verdunkelten Lehren des Christenthums nicht gleich gehörig zu fassen und zu würdigen wußte. Auch in Brasilien sind die meisten der eingeborenen Nationen nach und nach ausgerottet oder

von der eingewanderten Bevölkerung verschlungen worden. Gleichwohl haben viele, der schwächeren zumal, welche das Schwert der Sieger aus Verachtung oder Politik geschont; ihr Daseyn bis auf uns gebracht, und geben zum mindesten mehr oder weniger den Maßstab zur Beurtheilung des früheren Zustandes in diesem Lande. Wir führen dieselben, deren Namen kaum in Europa bekannt geworden, nach einander an, und entwerfen, gestützt auf die Berichte mehrerer vorzüglichsten Reisebeschreiber, ein gedrängtes Bild von den Ueberbleibseln der ursprünglichen Bevölkerung Brasiliens.

Die Nation der Tupis erscheint als eine der bedeutendern. Sie hatte einst den größten Theil der Küsten von Brasilien und Guiana eingenommen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hält man sie für ein aus Paraguay gekommenes Volk. Noch trägt daselbst die ganze Bevölkerung den ursprünglichen Namen, welcher sich blos nach Stämmen mannichfach abänderte. So wie einst der Norden unzählbare Legionen uns sendete, so lieferte der amerikanische Süden ohne Zweifel den Gegenden, die von der Linie sich entfernen, neue Ansiedler. Die Eroberer, nachdem sie die alten Bewohner in das Innere des Landes getrieben, vertheilten sich in Bölkerschaften. Unter diesen muß diejenige der Tupinambas als die vorzüglichste angesehen werden.

Man findet nach und nach die nämlichen Sitten und Gebräuche bei der Mehrzahl der Stämme. Bei allen herrscht die Neigung zu nomadischer Lebensart und zu vollkommener Unabhängigkeit vor.

Die Tupis beschäftigten sich mit einer Art

Ackerbau; sie pflanzten Manioc und Kartoffeln, und zwar wurde das Ergebniß nach Familien verteilt. Der größere oder kleinere Reichthum der Gegend an Wildpret entschied meistens über die Dauer des Aufenthalts. Bei jeder Wanderung wurden die Hütten von einem Orte zum andern getragen; sie waren aus Schilfrohr gebaut und mit Palmblättern überdeckt. Oft vereinigte ein Dach mehrere Familien, ohne daß jedoch vollkommene Gütergemeinschaft statt gefunden hätte. Jeder besaß seine eigene Hängematte, seinen Bogen, seine Pfeile, sein Steinmesser, und manchfache Zierrath aus Federn. Diese letztern Dinge wurden größtentheils von den, in blinder Unterwürfigkeit gehaltenen Frauen, versiert.

Die Hütten der Eingebornen bildeten eine Art von Dörfern. Diese wurden, sobald von irgend einer Seite her Angriffe drohten, mit Palisaden umgeben. Oft mühten jedoch die Feinde sich nicht lange damit ab, diese Verschanzungen, zu stürmen, sondern sie schleuderten Pfeile mit angezündeter Wolle behängt, in die Wohnungen und das Feuer theilte schnell sich denselben mit. Nur, wenn die Angefallenen scharfgespitzte Pfähle in die Erde steckten und leicht mit Erdreich überdeckten, wurde den Belagerern der Sieg bedeutend erschwert.

Die Tupis erkannten das Daseyn eines höchsten Wesens an, welches mit den Sterblichen in Blitz und Donner rede. Der Anhang, oder der böse Geist, vertrat bei ihnen die Stelle unseres Teufels. Welche Art Opfer dem guten Wesen gebracht worden, ist zweifelhaft. Die dem bösen Geiste geweihten bestanden in Früchten und in

heissem Wasser, welches über das Grab der Vorfätern geschüttet wurde. Die Opfer gingen in ausgeschmückten, größern Hütten vor sich, welche für Tempel gelten konnten. Die Pianas, oder Priester, waren mit dem noch heut zu Tage bräuchlichen, Maraca versehen, welches Instrument als Zeichen ihrer Würde betrachtet worden ist. Die Kandidaten zum Priesteramte hatten, gleich den Kindern der Sonne in Peru, schwere Prüfungen auszustehen. Dafür entschädigten sie sich durch frommen Betrug und unbedingte Herrschaft über Gewissen und Eigenthum des gläubigen Volkes nicht minder, als ihre Brüder in Europa. Man reichte ihnen eine Art Zehnten. Die Begehrung mit dem Maraca floßte eben so große Ehrfurcht ein, als der Segen oder der Pantoffelkuß des Bischofs zu Rom.

Wie im Mittelalter die geistlichen Priester, so floßten auch die der Tupis ihren Landsleuten bei vielen Gelegenheiten, mit Hülfe religiöser Schauer, Muth und Begeisterung ein. Die Priester lehrten um gute Belohnung, zauberische Künste manichfacher Art, und wußten, meist zu ihren Zwecken, durch Tänze und Räucherungen, die Geister, die sich ihnen anvertraut, zu betäuben und zu ihrem Interesse zu verwenden. Der Einfluß, welchen sie solchergestalt auf das Volk übten, beschränkte sich nicht auf die Geschäfte des Privatlebens, sondern dehnte sich auch auf die Angelegenheiten der Nation aus.

Die politische Verfassung der Tupis hatte manche auffallende Sonderbarkeiten. An der Spitze der zerstreuten Hütten, oder jedes betreffenden Dorfes, wenn man die Gesamtheit dieser wan-

dernden Wohnungen so nennen will, stand ein Oberhaupt, meist aus den Ueltesten des Volkes gewählt. Seine Gewalt war jedoch nicht, wie bei so vielen andern patriarchalisch verwalteten Nationen, unbedingt; sondern äußerst beschränkt. Sein Einfluß war mehr der eines Rathgebers, als derjenige eines Gebieters. Es ist eine baare Lüge theokratisirender Alterthümmer, welche um Soldlingsgold mit stets erneuerter Bereitwilligkeit die Eisen ihrer Mitbrüder schmieden helfen, daß der ursprüngliche Zustand jedes Volkes den Despotismus in sich trage.

Alle laufenden Geschäfte, welche die Wohlfahrt der Nation betrafen, wurden in einer Versammlung von Häuptlingen entschieden, welche sämmtlich dem Kriegerstande angehörten. Natürlich herrschte jener Theil, welcher Alle schützte, über die Nation. Die Aufnahme in den Stand der Krieger war übrigens mit gefahrvollen Proben verknüpft, ob sie gleich an Mühsal jenen der Kandidaten des Priesterstandes nicht gleich kamen.

Die Krieger behaupteten das Recht, den Anführer sich selbst zu wählen. Die meisten Ansprüche hiezu gaben der von den Bewerbern in früheren Kämpfen bewiesene Muth und der größere Grad von Gewandtheit. Mit jedem Feldzug endigte das Amt des Feldherrn. Nicht nur in einzelnen kleinen Ueberfällen würgte man sich, sondern es standen oft, wie bei uns civilisierten Nationen, beträchtliche Massen eben so großen gegenüber; Tapferkeit und List wechselten. Die oben angedeuteten Verschanzungskünste gaben Anlaß, daß kleine Belagerungskünste sich entwickelten. Oft wurden, je nachdem der eine oder andere Theil

die meiste Geschicklichkeit zeigte, die Belagerer in Belagerte verwandelt und die Werke, die sie zum Verderben des Feindes angelegt, führten ihr eigenes herbei. Gleichzeitig mit diesen Landkriegen, wurden oftmals auch Angriffe zur See unternommen. Die Flotte der Tupinambas bestand in ausgehöhlten Baumstämmen; oft in einem einzigen Kanot. Natürlicher Weise begannen und endigten sie stets nahe am Ufer. Die Dauer der Land- und Seekämpfe war kurz; der Ausgang unentscheidend. Die nahen Wälder ersekten jederzeit schnell wiederum die erlittenen Verluste.

Die Tupis opferten, gleich den meisten amerikanischen Völkerschaften, die gefangenen Feinde den Göttern und den Geistern ihrer Väter. Diese Letztern sollten dadurch feierlich gerächt werden. Das Menschenopfer war deshalb mehr eine Art Wiedervergeltung für ähnliches, welches die siegreiche Familie oder das siegreiche Volk durch die Vorfahrer der Überwundenen erlitten hatte, als eine rein-religiöse Handlung. Die dem Tode Geweihten genossen jedoch bis zum letzten Augenblicke alle Ergötzlichkeiten des Lebens. Die Kunst, noch vor der eigentlichen Hinrichtung, zehnfach und mästervoll, und zwar Geist und Leib zugleich zu tödten, ist nur den christlichen und hochverfeinerten Europäern eigen. Die Tupis thaten noch mehr; sie gaben den Verurtheilten eine der schönsten unter ihren Töchtern zur Frau, und verlängerten oft Monate hindurch die Frist des Sterbens, so daß das Opfer, noch einmal schwelgend in jeder Süßigkeit des Daseyns, mit einer Art Begeisterung sein tragisches Schicksal erfüllte,

und dasselbe oftmais als eine Gunst der Götter betrachtete *).

Die Ehre, Vollzieher des Spruches an den Gefangenen zu seyn, gehörte zu den Auszeichnungen, welche am begierigsten gesucht wurden. Diejenigen Krieger, welche dazu gelangten, pflegten nach geschehener That, in den Schenkel sich Einschnitte zu machen. Diese galten in der Folge als Orden, gleich denen, welche oft viele unserer Krieger erhalten, wenn durch sie, ihre Tapferkeit und ihre Gewandtheit, eine recht bedeutende Zahl Menschen, nach Regeln der Kunst, getötet oder verstümmelt worden ist.

Die Ceremonien, unter welchen die Hintertung der Gefangenen bei den Altbrasiliern im Allgemeinen gewöhnlich vor sich ging, unterschieden sich von denen, die bei andern wilden Völkern statt fanden, durch einen mindern Grad von Grausamkeit. Nachdem man ihnen einfach die Unbillen vorgeworfen, welche ihre Nation derjenigen der Sieger zugefügt und ein ungeheures Freuden geschrei den beschlossenen Akt der Rache verkündigt hatte, endigte ein einziger Keulenschlag das Leben der Unglücklichen. Oftmals auch nahmen die Häuptlinge ihre Gefangenen, zumal wenn Jugend, Schönheit und Kenntnisse sie auszeichneten, an Kindesstatt an. Noch häufiger verwendete man die, deren Leben geschont wurde, als Knechte im Haudienst. Mit den Niederlassungen der Portugiesen traten sehr viele Veränderungen in diesem Punkte

*) Man vergleiche mit dieser Sinn- und Handlungsweise dasjenige, was die Inquisition, die Verfolger der Hugenotten, die Mörder der Albigenser gethan.

ein. Die Sklaverei mehrte sich und damit auch mehnten sich die Kriege. Die Sitten der Eingeborenen wurden wilder, von dem Augenblicke an, wo die Schüchtinge der Civilisation mit ihnen in Berührung kamen. Ihre Bekanntschaft brachte der Nationalunabhängigkeit den Untergang, die Stämme kamen unter einander in immer mörderischen Kampf, welcher blos zum Vortheil der Europäer endigte; viele derselben wurden als Sklaven hin und her versetzt; die Mehrzahl nach und nach ausgerottet; dies geschah in folgender Zeitordnung.

Die Tapuyas zuerst sahen sich genötigt, allenthalben ihre alten Wohnsitze an den Küsten zu verlassen und im Innern des Landes eine Zuflucht zu suchen. Die Portugiesen folgten ihnen auch dahin. Die Bedrängten hatten fortan blos zwischen Sieg, Tod oder Knechtschaft zu wählen. Da sie auf verschiedenen Punkten zerstreut sich befanden, so war ihre Bezeugung sehr erleichtert. Wir müssen den Abgang ausführlicherer Nachrichten über dieses Volk sehr bedauern; die wenigen Notizen, welche man von ihm besitzt, erregen großes Interesse. Obgleich den Tupis in vielen Dingen ähnlich und verwandt, unterschieden sich die Tapuyas doch in manchen andern wesentlich von denselben. Dazu gehört besonders die Enthaltung von Menschenopfern.

Die Vertreibung der Tapuyas schien den Uebrigen die Augen über das ihnen Allen bevorstehende Loos geöffnet zu haben. Viele der einzelnen kleinen Stämme verbanden sich fortan zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen den Feind. Allein ihr kindischer Verstand und ihre geringe Erfahrenheit waren leicht zu überlisten. Einzel-

teressen trennten allzuschühe das lockere Bündniß wieder. Sie häfteten bald sich eben so unversöhnlich, als früher gemeinsame Erbitterung sie gegen die Tapuyas getrieben hatte.

Unter den Nationen, welche den Tapuyas früher gegenüber gestanden und zu der Verbindung der Tupis gehörten, eine Verbindung, welche den Portugiesen oft unzuberechnenden großen Schaden zugefügt, rechnet man besonders die bereits oben erwähnten Tupinambás, die Tupinans und die Tupinikinen. Von geringem Gewichte waren die Tamoyos, die Cahetes, die Amarias u. a.

Noch finden sich, ganz in der Nachbarschaft von diesen, mehrere Andere, welche weder zu den Tupis, noch zu den Tapuyas zu gehören scheinen. Einige halten sie für die Ueberreste der allerältesten Bevölkerung; Andere für Stämme, die aus dem tiefsten Innern gekommen und durch unglückliche Ereignisse den Küsten zugetrieben worden. Unter ihnen zeichneten vorzüglich die streitbaren Ubirajaras sich aus, welche mitten in der heutigen Provinz Bahia lebten und durch Sprache und Sitten von den übrigen wilden Nationen durchaus verschieden waren.

Aus den Berichten der ersten portugiesischen Entdecker und Eroberer kann man zum mindesten einige Hauptumrisse des Zustandes und der Schicksale der Eingeborenen Brasiliens gewinnen, wenn auch, beim Untergange so vieler derselben so wie aller Denkmale ihres früheren Daseyns, an eine eigentliche Geschichte nicht zu denken ist.

Die Carijos, sehr wahrscheinlich ein Theil der großen Nation der Guarani's in Paraguay,

fielen zuerst unter das Hoch der Europäer, da ihre Vorliebe zum Ackerbau den kriegerischen Uebungen sie entzogen hatte. Ihre Fortschritte in demselben machten den neuen Ansiedlern ihren Besitz äußerst wichtig. So sehr jedoch viele Stämme rings um sie her die Carijos, solch schneller Ergebung willen verachteten, so verbünden sie sich doch sehr bald mit den gehaßten Portugiesen. Der Ursprung einer großen Zahl von Mestizenfamilien soll in diese erste Periode fallen.

Die ganze Küste von dem Vorgebirge St. Thomas bis Angra-Dos-Reys war im Besitze der Tamoyas. Sie erlitten zuerst durch die Guantakazes blutige Niederlagen und wurden in das Innere des Landes gedrängt; hierauf, nach abermaliger Erscheinung an den Ufern des Weltmeers, wurden sie fast gänzlich durch die Portugiesen vernichtet. Dasselbe Schicksal ward nicht lange darauf auch ihren Feinden zu Theil. An der äußersten Spitze der Statthalterschaft von Rio-Janeiro nur noch findet man wenige Ueberreste des Volkes der Guantakazes, wiewohl unter dem Namen der Coroados. Sie allein, unter allen Eingeborenen Brasiliens, besitzen noch Ueberlieferungen und Denkmale, und vielen alten Bräuchen und Sitten sind sie von allen am meisten treu geblieben.

Die Guaynazes bildeten nicht minder eine streitbare Nation, aber immerhin viel zu schwach, um ihren alten Feinden und den Europäern zugleich lange widerstehen zu können. Bald verschwanden sie, entweder völlig vernichtet, oder mit andern Stämmen verschmolzen.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß von

dem zahlreichen und mächtigen Volke der Tupinambas in dem Gebiete von Rio-Janeiro gar keine Spuren mehr übrig geblieben sind. Es drängt sich daher die Vermuthung auf, daß bei der allgemeinen Auswanderung der Nation alle Stämme sich vereinigt haben.

Die Tupinikins und die Tupinaes bildeten wahrscheinlich früher nur eine und dieselbe Nation. Trotz mancher Feiungen unter sich, und ihrer eigenthümlichen Lage zwischen Rio-Janeiro und Bahia, vereinigte sie dennoch ein gemeinschaftlicher Haß wider die Tupinambas. Bei Ankunft der Portugiesen nahmen die Tupinikins zuerst dieselben gastlich auf, vielleicht in der Hoffnung, durch deren Beistand ihre alten Feinde noch sicherer vernüthigen zu können. Bald hatten sie Ursache, ihre Unvorsicht oder ihre Politik zu bereuen. Sie sahen sich gezwungen, die Küsten, welche bis dahin durch reichlichen Fischfang ihnen Nahrung verschafft, zu verlassen und in die Wälder sich zu flüchten. Zu der Bedrängniß durch die Fremden, kam nun auch noch der Schrecken vor dem *Aymores*, einem trockigen Volke, das bisher im Innern des Landes gehaust. Dieselben zeigten sich gegen Portugiesen und Tupinikins gleich feindselig und die gemeinsame Gefahr bewirkte zwischen den unhöflichen Gästen und den alten Bewohnern des Küstenlandes ein annäherndes Verhältniß, welches den Portugiesen viele wesentliche Vortheile gewährte. Tupinaes und Tupinikins wurden in der Folge durch gleiches Unglück zu Erneuerung des alten Bündnisses unter sich bewogen.

In allem wesentlich verschieden, zeigten sich

die trockigen Aymores, von den Wilden selbst als Wilde betrachtet. Auch die geringsten Anfänge der Kultur waren und blieben noch lange denselben fremd. Es scheint, daß sie aus den dichtesten Wäldern und aus den dünnen Deden von Pernambuco, Siara und Piauhn gekommen.

Zu ihren Sonderbarkeiten gehörte eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser. Sie aßen das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, nicht aus Rache, sondern aus Bedürfniß der Nahrung.

Die Nähe der Aymores war für die Pflanzer von Porto Seguro, S. Amoro und Ilheos sehr verderblich. Der größte Theil ihrer Sklaven wurde von jenen entführt und aufgezehrt. Ueber dreihundert Portugiesen selbst kamen im Streite mit ihnen um. In der Folge demüthigte man jedoch ihren Trotz, trieb sie in die Wälder zurück und vernichtete sie beinahe gänzlich. Die heutigen Botocudos, (sich selbst nennen sie Engeráctung) in den großen Urwildnissen am Doce und Belmonte und vom Flusse St. Matheo hinab, bis an die Seeküste : sollen die Ueberreste dieser barbarischen Nation seyn *). Wir werden in einer späteren Stelle unseres Werthens, in der Schildderung des Landes Brasiliens und seiner Bewohner, auf diese Botocudos noch einmal ausführlich zu sprechen kommen.

Den nämlichen Gegenden zu, zwischen Porto-Seguro und Espirito-Santo, hausten einst auch

*) Auf der Karte des Engländer Marve ist ihr Land im Allgemeinen als die Heimath der Anthroponophagen-Indier bezeichnet. Prinz Mar von Reuß' Reise n. Br. II. 1.

die Papuanazés. Sie wurden, nicht durch die Europäer, sondern durch ihre eigenen Landsleute, die Tupinikins und die Guantakazes, auf das furchterlichste heimgesucht und in das Innere des Landes gedrängt. Man glaubt, daß noch Abkömmlinge dieses Stammes, wiewohl unter andern Namen, in Brasilien vorhanden sind.

Wir kehren jedoch nunmehr zu dem wichtigsten Volke unter den Eingeborenen Brasiliens, nämlich zu den Tupinambás, zurück. Die Bucht von San-Salvador gehörte ihnen größtentheils eigen. Sie zeigten, mehr als ihre übrigen Brüder, Anlagen zur Kultur. Aber ein furchtbarer Nachkrieg, welcher alle Stämme, über die Entführung einer Jungfrau aus dem einen derselben, unversöhnlich entzweite und alle früheren Verhältnisse zerriß, machte den schönen Hoffnungen ein Ende. Die Kräfte des Volkes wurden sofort unnütz versplittet und den Fremden die Unternehmungen auf das gemeinschaftliche Vaterland dadurch sehr erleichtert. Vergebens boten sie diesen mutvollen Widerstand; ihre rohe Tapferkeit unterlag dem Genie der Europäer. Nachmals ergriffen sie nicht selten in den Kriegen derselben Partie, bis sie plötzlich von dem alten Schauspiel ihrer Thätigkeit verschwanden und nach den Wildnissen des Nordens, welche größere Sicherheit verhiessen, in Masse auswanderten. Es ist schwer, heut zu Tage die Spur dieser Nation wieder zu erkennen. Dürfen wir jedoch den Geschichtschreibern glauben, so finden sich noch Abkömmlinge der Tupinambás in der Statthalterschaft Bahia vor, und auch in Peru sollen sich, in Folge einer abermaligen Trennung in Nord-

Brasilien, einzelne Stämme oder Abtheilungen von solchen, niedergelassen haben.

Wir erwähnen hier ferner noch der *Amazpiras*, welche jenseits San Fernando getroffen wurden, gleichfalls Abkömmlinge der Tupis, jedoch getrennt von ihnen seit den Tapuyaskämpfen. Ebenso der *Ubirajaras*, ihrer geschworenen Feinde, einer höchst barbarischen und unbändigen Nation, welche wahrscheinlich durch das Schwert der Portugiesen gänzlich vertilgt worden ist. Ferner der *Caheiros*, eines grausamen und allverhaften Menschen schlages, in der jüngsten Provinz Pernambuco, zwischen dem San Francisco und dem Rio Parahyba gelagert. Sie waren mit den Tupinambas in unversöhnliche Kriege verwickelt, erlagen aber zuletzt der vereinigten Macht dieser, der Tupinaes und der Tapuyas. Nur wenige Haufen retteten sich in die Gebirge von Aquesiba.

Den Schluß mögen die *Pitiguaras* machen. Dieselben, anfänglich zwischen dem Rio-Grande und Parahyba eingehaust, sodann bis zum Amazonenflusse sich ausbreitend, hielten, als Europäer in Brasilien erschienen, mit besonderer Vorliebe die Partei der Franzosen und unterstützten sie kräftig auf allen ihren Bügen.

Von vielen andern kleinen Nationen und Stämmen, welche entlang der Küsten einst gewohnet, schweigen wir. Ihr Namensverzeichniß hat weder für die Geschichte der Menschheit, noch für die Kenntniß der Schicksale des Landes, mit dem wir uns beschäftigen, besondern Werth. Vielmehr eilen wir jetzt, die merkwürdigen Ereignisse zu schildern, welche die erste Entdeckung und Besitznahme Brasiliens durch die Europäer begleitet haben.

Drittes Kapitel.

Die Geschichte der Entdeckung des Landes Brasilien.

Die glücklichen Ergebnisse der Entdeckungsfahrten Vasco da Gama's in Ostindien hatten in allen Portugiesen ein edles Feuer der Nachahmung entzündet. Die Nation, ihrer Kräfte bewußt und an vielen ausgezeichneten Männern reich, sehnte sich nach neuen Entdeckungen und Eroberungen. Viele Seefahrer, Glückstreter sowohl als gediegene und besonnene Köpfe, boten dem Hofe ihre besten Dienste an. Der König Dom Manoel I. gab dem Impulse dieser Nationalbegeisterung auch diesmal nach und rüstete abermals eine Flotte aus. Der erfahrene Seemann, D. Petro Alvarez de Cabral, durch vielfache Verdienste die er in Ostindien bereits sich erworben, zu hohem Vertrauen berechtigt, ward an die Spitze des Unternehmens gestellt und lichtete im Jahr 1500 die Anker.

Die Küsten von Afrika mußten diesmal vermieden werden; darum suchte er das Weite. Die widrigen Winde zwangen ihn, eine dem ursprünglichen Plan entgegengesetzte Richtung zu nehmen und er sah sich plötzlich auf die Küste des mittäglichen Amerika verschlagen.

Es kann nicht geläugnet werden, daß schon etwas früher Colon's treuloser Gefährte Pinzon dieselbe gesehen hat. Doch beschränkte sich die ganze Thätigkeit desselben auf einiges Kreuzen in der Mündung des Amazonenflusses; er kam nicht über den Maragnon, erfüllt von der falschen Voraußicht Columb's, die auch andere Seefahrer getäuscht, daß die entdeckten Länder nichts anders denn Theile des großen indischen Festlandes seyen, und die Fahrt war durchaus von keinem Resultate begleitet gewesen.

Alvarez Cabral gab dem von ihm entdeckten Berglande den Namen Monte-Pascal, da gerade die Entdeckung in die heilige Osterwoche gefallen war; den Rest des Kontinents aber nannte er Vera Cruz.

Das Betragen der Portugiesen gegen die Eingebornen, welche mit neugierigem Erstaunen um die fremden Gäste sich herdrängten, war von demjenigen der Spanier auf den meisten Punkten ihrer Entdeckungen sehr verschieden. Es erweckte Zutrauen, die Eingebornen nahmen freundlich sie in ihre Hütten auf und waren erztückt über die kleinen Geschenke die sie erhielten, wiewohl der Reiz der Neuheit gar bald wieder nachließ.

Was die Aufmerksamkeit der Wilden am meisten erregte, war der wunderbare Gebrauch, den die Ankömmlinge von dem Eisen zu machen wußten. Mit Erstaunen sahen sie, mit welcher Leichtigkeit den Streichen der Art der Baum erlag, aus welchem das Symbol der christlichen Religion, das Kreuz, gezimmert wurde. Die Unglücklichen ahneten nicht, wie bald an dasselbe ihre altererbte Freiheit geschlagen werden würde.

Manche der religiösen Ceremonien, unter welchen die Indianer — so hieß man damals auch die Bewohner Brasiliens — ihre Götter verehrten, hatten große Ähnlichkeit mit den christlichen, welche in der That nicht selten das Gepräge des Heidenthums trugen. Darum glaubten die Entdecker, mit leichter Mühe die Barbaren für den christlichen Glauben zu gewinnen. Allein, wie wir bald Gelegenheit finden werden, zu zeigen, sie täuschten sich hierin gewaltig; der grobe Egoismus der Europäer zerstörte allzubald die Täuschung der Natursöhne über die Vortrefflichkeit der fremden Männer und floßte ihnen dadurch Abscheu und Verachtung auch gegen die Götter derselben ein.

Längere Zeit blieb Jenen unbewußt, welcher Art Schäke das neuentdeckte Land in sich verschloß; und Verbrecher, die man hierum begnadigte, wurden in das Innere entsandt, genaue Nachforschungen deshalb anzustellen. Den Rath einiger Portugiesen, Eingeborne einzeln aufzugreifen und ihrem Vaterlande entführt, nach Europa als Zeugen und Trophäen der geschehenen Entdeckung zu schicken, verwarf der edler gesinnte Cabral, als unmenschlich und unchristlich. Heil den Brasilianern, wenn solche Grundsäke immerfort siegreich sich erhalten hätten!

Raum war jedoch das Schiff, welches die Nachricht von den wichtigen Ergebnissen der Entdeckungsfahrt nach Lisboa überbringen sollte, den Uebrigen aus dem Gesichte, als einer der Hauptleute Cabrals, Gaspar de Lemos, der zum Befehlshaber jenes Fahrzeuges ernannt worden war, gegen das ausdrückliche Verbot des Admi-

rale, zweier Eingebornen sich bemächtigte und sie auf das Schiff schleppen ließ, um damit vor dem Hause groß zu thun; der Anblick dieser Indianer machte in vielen die Begierde nach ähnlichen Unternehmungen, wie das des Cabral, noch mehr als zuvor rege und Projekte wurden auf Projekte geschmiert. Der Mann selbst, welcher die Mühen des Tages getragen, drücktete am wenigsten den Dank davon. Abenteurer, wie Nicolas Gonlho, und Grosssprecher, wie Amerigo Vespucci, machten sich bald darauf seine Verdienste zu Nutzen und es gehört selbst in neuester Zeit zum Tone des Tages, dem genialen Deutschen Martin Behaim, welcher auf alle diese Entdeckungsreisen den größten Einfluss geübt, ja welcher selbst die allererste unternommen haben soll, völlig in den Hintergrund zu stellen *). Amerigo Vespucci's und seiner Thätigkeit, wie seines Unverdienstes, ist bereits in der Geschichte von Portugal erwähnt worden. Wir bemerken also hier nur um des Zusammenhangs willen, daß er auf seiner zweiten Reise (1502) die erste Niederlassung auf dem neu entdeckten Festlande, nämlich in der Bucht Alerheiligen, gegründet.

Bahia und die ganze Küste hinunterwärts bis zur magellanischen Meerenge ward durch Christoval Jacques aufgefunden. Auf vielen einzelnen Punkten des Landes nahm er Besitz von demselben und pflanzte die Fahne seines

*) Der Verfasser wird es sich zur Pflicht machen, in einer besondern Abhandlung dereinst die Verdienste des Martin Behaim auseinander zu setzen, und alles, was auf ihn Bezug hat, zu sammeln.

Monarchen auf. Die Gründung der Colonie Porto-Seguro, in dem Gebiete von Vera Cruz, ist ebenfalls sein Werk.

Bald reizte nun die Kunde von Schäzen, die das Land in sich verschließen sollte, deren Spur jedoch erst später aufgefunden wurde, die Neugierde vieler Abenteurer. Das wichtige Farbholz, so man in der einen Abtheilung entdeckte, zog die thätigste Aufmerksamkeit der Handelswelt dahin. Jene Gebietsabtheilung erhielt von dem wichtigen Funde den Namen *), und er wurde nachmals auf das gesamte Land ausgedehnt. Das brasiliische Farbholz blieb lange Zeit der einzige wesentliche Gewinn der neuen Entdeckung.

Während den Jahren 1502—1516 hatten mancherlei Colonisationsversuche und Landungen statt, welche besonders von Ostindien aus unternommen wurden. Nicht immer segnete jedoch dieselben ein glücklicher Erfolg. Nicht selten kamen sie durch die Waffen der Eingebornen, noch öfter durch Mangel an Lebensmitteln, um. Die allzu eilfertig und leichtfunning angelegten Niederlassungen wußten, auf dem ungeheueren Gebiete allzu sehr von einander entfernt, wechselseitig nichts von sich. Nur die Fahrten des Castilianers Solis, welcher bis in die Bai von Canabara (Rio-Janeiro) vorgedrungen, die des berühmten Fernan-des Magalhaens, von der irgendwo anders die Rede seyn wird, und die des Diego Garcia (1526) zeichneten sich unter den vielen frucht- und ruhmlosen aus.

*) Vergl. darüber die Statistik Brasiliens, als letzte Abtheilung dieses Werckens.

Viertes Kapitel.

Des Landes Eintheilung in Statthalter-schaften.

Der hohe Werth des entdeckten Landes, in Bezug auf die aus ihm zu gewinnenden Naturprodukte und Schäze jeder Art, fiel bald in die Augen. Was das immer nur nach neuen Erörterungen sich sehneende Genie Dom Manoels zu gründen vergessen hatte, suchte der sorgliche Fleiß Dom Joāos III. ins Werk zu setzen. Die erste Art der Verwaltung des Landes zeugte aber nicht von geläuterten Grundsätzen politischer Dekonomie. Das Land wurde in neun erbliche Statthalterschaften eingeteilt. Ein strenges Feudalsystem, mit dem Geiste der Eingeborenen im feindseligsten Widerspruch, zerstörte gleich Anfangs einen großen Theil der Hoffnungen, welche man mit Recht von den unversieglichen Quellen dieses Landes für Portugal sich machen durfte.

Jeder der Edlen, welche solcher Gestalt mit der Regierung des Landes beauftragt worden, hatte zugleich das Recht, vierzig bis fünfzig Meilen der Küste entlang, so viel zu erobern, als ihm möglich war, und diejenigen Niederlassungen zu gründen, welche ihm zweckmäßig scheinen mochten. Ihnen stand es zu, Gesetze und Freiheiten zu

ertheilen, und, von jeder höhern Gewalt unabhängig, Gesetze und Abgaben aufzuerlegen. Sie besaßen ferner das Recht, so viele Eingeborne, als ihnen genehm, zu Sklaven zu machen. Nur tödten durften sie dieselben nicht,

Die Niederlassung des Dom Martino Alfonso de Souza, dessen Familie in den ostindischen Ereignissen berühmt geworden, war die erste bedeutendere, und zwar im Süden Brasiliens. Die herrliche Bucht von Rio-Janeiro hatte er nur berührt, um ihr einen Namen zu geben (1532). Nach verschiedenen Kämpfen mit den Wilden, welche Landung sowohl, als Colonisation ihm streitig gemacht, und mit dem Beistande eines entschlossenen Portugiesen, Randalho, der durch Schiffbruch zu den Carijos verschlagen worden und durch seine Persönlichkeit unter denselben zu Ansehen gekommen war, gelang ihm von der St. Vincent Bessig zu nehmen und eine Niederlassung zu bewerkstelligen. Der verhängnisreiche Anbau des Zuckerrohrs wurde in dem Lande Brasilien durch ihn begonnen. An seinen Namen knüpfen sich daher alle Erinnerungen kommerzieller Vortheile seiner Nation und alle Flüche einer zu harter Dienstbarkeit verurtheilten Menschenrasse.

Nach seiner Rückkehr gen Lisboa erhielt Souza den Titel eines Admirals von Indien und viele andere Auszeichnungen und Vollmachten (1534).

Minder glücklich war sein Bruder, Dom Lopez de Souza, welcher zu Santo Amaro, in der Nähe von San Vincenz, sich niedergelassen. Nach mehreren hassen Gefechten mit den Eingebornen, kam er in der Mündung des Rio

de la Plata durch Schiffbruch um. Seine Colonie geriet in die Hände Anderer.

Die nächsten Jahre gingen ohne besonders wichtige Ereignisse vorüber. Die Geschichte der meisten übrigen Pflanzungen weist blos das traurige Bild von Unterdrückung und Vernichtung der Eingeborenen auf. Unter denen, welche am meisten sich nach den Brüdern Souza's ausgezeichnet, führen wir Goes, Freund des Lopez, Coutinho, Martin Ferreira, Figueirero Correia und Duarte Coelho Pereyra an.

Die beiden Erstern gründeten die Capitanerie Parahyba; jedoch wurde solche bald wiederum aufgegeben. Mit mehr Erfolg behauptete sich in Espírito-Santo der tüchtige Coutinho. Er suchte die Tupinikins mehr durch Kultur, als durch Waffen, zu besiegen und an das Interesse der Portugiesen zu fesseln. Seine Anstrengungen wurden theilweise reichlich belohnt. Die Zuckerfiedereien von Porto-Soguro, für die Industrie des Mutterlandes bald darauf ein wichtiger Artikel, verdankten ihm allein ihren Ursprung.

Dom Correa, mit Hülfe des Romerra, nahm von dem Gebiete Besitz, welches die heutige Capitanerie dos Ilheos bildet. Längere Zeit blieb die herrliche Bucht San Salvador, bewohnt von Tupinambas, ohne Bebauer, und Personen wählte, wahrscheinlich seines günstigern Klimas willen, wurde vorgezogen.

Dom Coello Pereyra, welcher damit belehnt worden, zeichnete sich durch mancherlei verständige Maßregeln in der Verwaltung des Landes aus. Er hatte nicht nur gegen feindselige Stämme unter den Eingeborenen, sondern auch

gegen Angriffe der Franzosen zu kämpfen. Durch kluge Verbindungen mit andern wilden Nationen gelang es ihm die Colonie sicher zu stellen. Die Stadt Olinda erhielt durch ihn ihren Ursprung. Eben so nahm, durch seine Veranstaltung, die Ausfuhr mit den Farbehölzern ihren Anfang, ein Artikel, welcher der europäischen Handelswelt so unentbehrlich geworden ist, und den portugiesischen Colonisten unermessliche Schäze gebracht hat.

Das Wachsthum der neuen Ansiedlungen, ward nicht nur durch die Habsucht und den abenteuernden Hang der Europäer, sondern auch durch ihren Fanatismus bedeutend gefördert. Eine große Menge Juden, welche die für Portugal so überaus unklugen Verfolgungssedikte Don João's und des Glaubensgerichtes aus dem bisherigen Vaterlande getrieben, flüchteten sich nach dem neu entdeckten Festlande von Amerika. Mit weniger Habe aber andauerndem Fleiß besieгten sie bald die Hindernisse des tropischen Klimas, und die Civilisation Brasiliens verdankt vorzüglich dieser Klasse von Eingewanderten sehr viel.

Ein durch Schiffbruch an die Küste von Salvador verschlagener Jungling, Don Alvarez Correa, unternahm es, die Kubinambas mit den Sitten und Künsten seiner Heimath vertraut zu machen. Sein einnehmendes Wesen hatte ihm die Liebe der Tochter eines Häuptlings gewonnen. Durch sie kam er zu Einfluß und endlich zur Herrschaft über die Nation. Er regierte sie mild und weise. Allein so etwas vertrug sich mit dem kriegerisch-mönchischen Geiste seiner Zeit und seiner Heimathgenossen nicht. Es erging ihm bei nahe wie Balboa in Darien. Ein anderer por-

tugiesischer Edler, Francisco Perreira Coutinho, langte an, mit großen Vollmachten des Königs und mit der Bestallung als Statthalter über alles Land zwischen der Spize San Antonio und San Francisco.

Dieser ließ den Correa verhaften ^{*)}. Seine Soldaten mishandelten ungestraft das Volk und empörten allenthalben die Gemüther. Der Gedanke des Widerstandes wurde rege; besonders angefacht durch die glühende Bereitsamkeit Paragouassou's, der Gattin Correa's, welche ihren Gemahl zu befreien eilte. Das Joch des Statthalters wurde abgeschüttelt. Raum fand er auf Dos Ilheos eine Zuflucht vor der Eingeborenenrächerischen Pfeilen. Alvarez schleppte er übrigens, immer noch gefangen, mit sich fort.

Bereits hatte jedoch die süße Angewöhnung der Knechtschaft einen Theil der Tapinambas angesteckt und war ihnen lieber geworden, denn die altererbte allzureizlose Freiheit ihrer Väter. Diese

^{*)} Gewöhnlich bringt man, sobald von schneidendem Unanthe des Staates gegen ausgezeichnete Männer die Rede ist, den Republikanismus, als vorzüglich damit besleckt, zur Warmung hervor. Man vergleiche aber einmal was, wir wollen eine Menge alter und neuer Beispiele unberührt lassen, nur einmal im Mittelalter der neuern und neuesten Zeit das Benehmen der spanisch-portugiesischen Könige gegen ihre größten Helden, vom Eid und den Entdeckern der neuen Welt, bis zu Palafax, dem Vertheidiger von Saragossa, dem inepurabel erklärten Palafax, mit dem, was die Schweiz, die Hanse und die vereinigten Niederlande ihren großen Männern gethan. Anmerkung eines geborenen Republikaners.

Faktion verschwör sich insgeheim und rief den vertriebenen Coutinho zurück.

Er eilte, ihren Wünschen sich zu fügen; aber ein heftiger Sturm vereitelte die Rückkehr, und der Haß der Mehrzahl des Volkes vereinigte sich schnell mit den Elementen, des Drängers für immer sich zu entledigen. Auf die Insel Itaparica geworfen, fiel er den wüthenden Horden, welche auf ihn lauerten, in die Hände und wurde mit all' seinem Volle erschlagen. Der edle Alvarez allein entging dem allgemeinen Blutbad und ward von den Eingebornen aufs neue mit Jubel aufgenommen.

Als die Kunde von dem Geschick Coutinhos nach Europa gekommen, überdachte der König Dom João die hohe Wichtigkeit der Capitanerie San Salvador mehr, als' zuvor. Er beschloß hier eine Hauptniederlage gründen zu lassen und durch Errbauung einer Stadt den verschiedenen Pflanzungen in Brasilien einen Stütz- und Mittelpunkt zu geben. Dem zufolge ward eine neue Flotte ausgerüstet und theils mit freiwilligem Kriegs- und Seevolk, theils mit Verbrechern, denen man hiedurch Gnade angedieb, bemannnt. Verschiedene, adeliche sowohl als bürgerliche, Familien, welche ihr Glück zu gründen oder das Verlorne herzustellen gedachten, nahmen Theil an der Fahrt. Dom Thomé de Souza erhielt, als künftiger General-Gouverneur den Oberbefehl. Diesem sollten fortan nicht nur die oberwähnte, sondern auch alle übrigen Landschaften unterthan seyn. Die übertreblenen Vorrechte der Sennors und Pflanzer wurden, durch einen weisen Rathschlag des Königs, theils aufgehoben, theils be-

: schränkt. Damit hoffte man den Colonial-Anstrengungen mehr Einheit und Bestand und gegen den Uebermuth und die Unvorsicht einzelner Befehlshaber vorkehrende Maßregeln gegeben zu haben.

Der Erfolg entsprach den Erwartungen. Der neue Statthalter, verständiger und besonnener als sein Vorgänger, setzte sich mit Alvarez, der noch unter den Tupinambas verweilte, in freundschaftliches Einverständniß. Dasselbe war für die Colonisten von größter Wichtigkeit, weil dadurch sie bereits aufs äußerste erbitterten Gemüther der Eingeborenen wieder befürchtigt wurden.

Bald wurde nun der Grund zur besprochenen Stadt gelegt, jedoch nicht in der glücklichsten Lage und ohne Plan und Einsicht. Einige Meilen weiter in die Bucht hinein, und alles würde ein besseres Aussehen gewonnen haben. Souza's Eifer und Alvarez's Patriotismus besiegt, so viel möglich, alle Schwierigkeiten und die arglosen Tupinambas unterstützten auf jegliche Weise das Unternehmen der fremden Gäste, nicht ahnend, daß sie an der Zwing arbeiteten, daraus ihre Tyrannen und Mörder einst hervorgehen sollten.

Das gute Vernehmen zwischen Europäern und Eingeborenen wurde zuerst durch den unvorsichtigen Streit eines Portugiesen mit einem Tupinambas gestört. Der Erstere fiel, getötet. Der Stamm, zu dem er gehörte, erschreck dieser That und ließerte den Mörder aus. Aber von nun an herrschte zwischen beiden Theilen großes Misstrauen. Die Mehrzahl der Portugiesen wünschte sich wohl gar mehrere solcher Anlässe, um wür-

gend und raubend über die heidnischen Barbaren herfallen zu können (1550).

Zu allem Unglück mussten nun auch Jesuiten sich nähern, indem überall, wo die Fackel des Mordes, der Zwietracht und des Fanatismus loberte, dies *Assassinengeschlecht*^{*)} der neuern Zeit an der Spitze, oder sonst doch besonders thätig war. Wie in Japan, Indien und China mischten sie sich, mit zudringlichem Bekehrungseifer und zugleich mit feiner Speculation für das Interesse ihres Ordens und der Hierarchie, in das innere Leben des Volkes und gedachten für die alten Götzen ihm ihre Heiligen aufzuzwingen^{**)}. Ihre Deklamationen gegen die Menschenopfer, in der ganzen Sache das Beste und das Alleinwohlthätige für die Menschheit, reizten zuerst zum Grimm, besonders nachdem einer der dem Tode geweihten Gefangenen durch sie entführt werden war. Die Tupinambas schworen, die Altäre der

^{*)} Seit der geniale und gelehrt Joseph von Hammer die genaue Uebereinstimmung der Lehre und der Geschichte der Assassinen und der Jesuiten siegreich dargethan hat, ist es erlaubt, obigen Namen in buchstäblich wahrer Sinne, nicht blos als Vergleichungs-Hyperbel, zu gebrauchen. *Anmerkung eines aufgeklärten Katholiken.*

^{**)} Die Namen der mit Th. de Souza eingeschifften Jünger Loyolas waren: Juan d'Aspiclunta, Antonio Pireo, Leonardo Nunez, Diego de St. Iago, Vincenz, Rodriguez, Manoel Nobrega.

Wie soll ich — antwortete ein Eingeborner eines Tages einem der bekehrungsfüchtigen Vater — wie soll ich meinen alten Glauben an einen neuen geben, der diejenigen, die ihn bekennen, nicht besser gemacht hat, als ich bin. Clade I. 89.

Götter und die Gesetze des Landes an den Entweihern derselben zu rächen.

Leider unterlagen sie meist den gewandtern Künsten der Europäer, und die Jesuiten, bald als Rächer des erzürnten Christengottes, bald als väterliche Leiter einer verirrten Nation *), setzten ihre Bekämpfungsgeschäfte fort und erwarben sich abwechselnd bald den Haß, bald die Dankbarkeit derselben. Immer mehr und mehr in den alterlichen Bräuchen und Sitten beschränkt, zog die Mehrzahl es vor, neue Eindöden aufzusuchen, um ja nur nicht zur europäischen Lebensweise gezwungen zu werden. Von dem Reste, welcher zu letzterer sich bequemte und in der Colonie San Salvador zurückblieb, stammen die heut zu Tage noch daselbst vorhandenen Mestizen ab.

Der gute Geist, welcher im Beginne der Verwaltung Don Thomas de Souzas geherrscht,

*) Die frommen Väter entsegten sich, als einst ein Tupinambas, der die Gabe Wunder zu wirken, trotz einem Jesuiterheiligen, geltend machte, einem von ihnen, auf die Frage — ob er solche durch die Kraft des guten oder des bösen Geistes verrichte? — geradezu antwortete: „Ich selbst bin Gott und mit Gott verwandt. Der Gott, welcher im Himmel regiert, ist mein großer Freund; er theilt sich mit mir; er offenbart sich meinen Augen in Mitte der Wolken, durch Blitz und Donner.“ Clade. II. S. 40. Hätte der Tupinambas solches in unsrnen Tagen gesprochen, würden die Quotidienne und der Herr von Haller ihn ohne Zweifel als Glied der großen Verschwörung zu Umsturz der Throne und Altäre bezeichnen, welche allein jetzt noch durch Don Miguel und Don Carlos Grundsätze und Systeme zu retten sind.

nahm nach und nach in bedeutendem Grade ab. Der Geiz, die Grausamkeit und die Wollust, die Glaubensstyrannei und alle europäischen Lieblingslaster jener Zeit bemächtigten sich nach und nach der Portugiesen. Weiber und Töchter wurden oft den Eingebornen gewaltsam entrissen; Männer und Brüder zu Sklaven gemacht. Statt das erste Lebenselement jedes Staates, zumal eines neugegründeten, den Ackerbau, sorgfältig zu pflegen, lechzten sie nur nach den Diamanten und Goldkörnern der brennenden Wüsten. Dadurch litt die Bevölkerung wie die Sittlichkeit des Volkes, ohne daß für so große Opfer die Nation in der Hauptsache ein denselben entsprechendes Resultat gewonnen hätte.

Dom Souza, dessen besonnene und wohlwollende Pläne in mehr als einer Beziehung durch Leidenschaften und Ränke durchkreuzt wurden, sehnte sich im vierten Jahre bereits nach Abberufung von seinem kritischen Posten. Sein Wunsch ward ihm gewährt und Don Duarte da Costa zu seinem Nachfolger bestimmt (1552). Eine Rotte Jesuiten begleitete ihn, voll ehrgeiziger Projekte für Ausbreitung der Ordensmacht. Da Costa, ein energischer und wohlunterrichteter Mann, durchschaute sie noch während der Reise. Er beschloß ihren Entwürfen muthvoll, im Interesse der Krone entgegen zu treten. Die ehrenwürdigen Väter, als sie in den meisten Unternehmen, welche mit diesem letztern nicht verträglich schienen, sich gehemmt sahen, beschlossen der verhaschten Aufsicht des Oberstatthalters sich zu entziehen und wanderten dem äußersten Süden des Landes zu, bis zur Ebene Piratininga. Hier bauten sie sich Hütten und

begannen in der That, auf eigene Rechnung, die Urbarmachung und Civilisirung eines ungeheuern Striches auf eine Weise, die ihrem Genie Ehre machte und ihren Namen noch unsterblicher hinterlassen haben würde, wäre das Werk ihres Geistes und ihrer Hände mit weniger Berechnung für das Interesse einer gegen alle Staaten feindseligen Kaste, als für Grundsätze der Religion und der Humanität zu Stande gebracht worden.

Bereits ist der berühmten Jesuiter-Colonie von Paraguay in der Geschichte von Portugal Erwähnung geschehen: der Verlauf der Begebenheiten wird uns alsbald noch einmal dahin zurückführen; und noch umständlicher wird in der Geschichte dieser theokratischen Republik Francisca's das kühne Werk mönchischer Politik, mit all seinen Licht- und Schattenseiten, geschildert werden.

Fünftes Kapitel.

Der Franzosen-Ansiedlung und Schicksale auf dem Festlande Brasilien.

Beinahe alle unbefangenen Geschichtschreiber neuerer Zeit drücken ihr Erstaunen über das Uebermaß von Naivität aus, mit welchem ein Bischof von Rom, Länder eines neuen Welttheils, von denen er kaum erst reden gehört, unter die von ihm begünstigten Könige vertheilte. Auch wir haben in der Geschichte von Portugal der be-

rühmten Linie erwähnt, welche dieser Priester auf der Erdkugel gezogen und durch welche Nord- und Südamerika an Spanien und Portugal verschenkt worden sind. Alle übrigen seefahrenden Fürsten und Staaten fühlten mit dieser voreiligen und ausschließenden Theilung sich schlecht zufrieden. Doch hielten den einen Theil übermächtige Ereignisse, den andern die wahren oder erheuchelten Gefühle der Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhle für dermal noch von kräftiger Einsprache gegen die Annahme des Papstes zurück. Die Hierarchie und der Despotismus bedurften zu diesen Tagen bei der Menge gemeinschaftlicher Feinde, einander wechselseitig allzusehr.

In Europa gab es jedoch um dieselbe Zeit bereits eine große Zahl von Menschen, welche von der Tyrannie des römischen Stuhles sich losgerissen hatten und weder um die geographischen Verfügungen noch um die wider den Uebertreter verhängten Drohungen desselben sich bekümmerten. Viele Protestanten in Frankreich, welche um ihres Glaubens willen damals auf das heftigste verfolgt wurden, vertrauten dem Glückstein eines Landemannes Villegagnon, welcher mit großem Ehrgeiz und kühnem Unternehmungsgeist in hohem Grade die Gabe vereinigte, Menschen an sich zu fesseln und aus den Umständen jeden möglichen Gewinn zu ziehen. Er war anfänglich ein Schützling des edlen Admirals von Coligny, welcher in seiner großartigen Gesinnung die tiefe Heuchelei eines Abenteurers nicht ahnete, welcher sein Genie und seine Grundsätze an den Meistbietenden zu verkaufen schon damals entschlossen war (1555).

Villegagnon erkannte auf den ersten Augen-

blick die vortheilhafte Lage von Rio-Janeiro zu Anlegung einer neuen Colonie. Er erhielt Unterstützung und dadurch, daß er Verfolgten ein Asyl gegen den Fanatismus zeigte, bestimmte er eine Menge hugenotischer Franzosen zur Auswanderung nach jenen Weltgegenden. Die Colonie blühete rasch. Plötzlich änderte der Verräther die Sprache und nahm selbst den Charakter eines Verfolgers an. Die Flüche der Betrogenen und die Verachtung ihrer im Mutterlande gebliebenen Glaubensgenossen, gaben ihm, als er bald nach einer Heimreise, auf seinem Schlosse starb, den schimpflichen Beinamen des „Kains von Amerika“ (1557).

Die Treulosigkeit des Gründers allein verhinderte das Wachsthum einer mächtigen und furchtbaren Franzosencolonie in Brasilien. Alle übrigen, durch Villegagnon getroffenen Anstalten zeugten von Verstand und Einsicht. Um so mehr war dieses Menschen Verblendung oder Boswilligkeit zu beklagen.

Sorglos hatte die portugessche Regierung die Ankunft und Ansiedlung von Fremden auf jenem Boden mit angesehen, welchen doch der Papst ausschließlich ihnen zum Geschenk gemacht hatte. Mehrere Jahre lang betrachteten sie das Heranblühen der neuen Pflanzung in Rio und den Reichthum der eingewanderten Franzosen mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit, bis der Spürsinn ihrer Jesuiten alle Nachtheile und Gefahren aus solcher Nachbarschaft und Theilnahme auseinander setzte. Es ward demnach gegen die Franzosen Angriff beschlossen. Ein berüchtigter Jesuit, No-

breg a, war die Seele dieser kriegerischen Bewegung.

Die Franzosen wehrten sich mit vielem Muthe, und, in das Fort zurückgedrängt, vorzüglich in diesem mit Verzweiflung. Die Uebermacht gewann jedoch endlich den Sieg. Das Fort wurde erstürmt; die Franzosen flüchteten sich theils nach dem Festlande, theils auf ihre Schiffe. Diese Vorfälle entschieden über die wichtige Frage: ob das goldreiche Land den Portugiesen eigenthümlich verbleiben oder der französischen Nation zufallen sollte. Ohne Villegagnons späteres Benehmen und des Hofes unbuldsames System hätte sie sich mit geringer Anstrengung, zweifelsohns zum Vortheil dieses letztern entschieden (1560).

Nach Vertreibung der Franzosen, welche gleichwohl im Besitze der Rhede verblieben und an den Tupinambas, ihren Verbündeten, einen Stützpunkt fanden, bedrohte ein Einbruch der wilden und streitbaren Aymores die Niederlassungen der Portugiesen mit nicht minderer Gefahr. Wie ein Waldstrom ergossen sie sich aus dem Innern des Landes hervor, auf die Bewohner der Küste und ersüßten alles zwischen Rio-Janeiro und San Salvador mit Mord und Verwüstung. Erst nach einiger Zeit und mit großer Mühe gelang es Mem de Sa, dem neuen Statthalter, die Nation zurückzuwerfen. Doch endigte der Kampf erst mit Vertilgung der Mehrzahl derselben und er hatte dem Könige von Portugal und den Colonisten theure Opfer gekostet.

S e c h s t e s K a p i t e l.

D e r F r a n z o s e n v o l l s t ä n d i g e V e r t r i b u n g a u s d e m L a n d e B r a s i l i e n .

Nachdem die französischen Ansiedler, durch den Fall ihres Fortes zu Rio-Janeiro, des vorzüglichsten Stützpunktes beraubt und zur Flucht nach den Niederlassungen der Eingeborenen gezwungen worden, suchten sie, ihres Drängers Villegagnon nun ledig, durch gutes Verständniß mit jenen Leibern sich im Lande ferner noch zu halten. Eine strenge Verwaltung und gewissenhafte Beobachtung der beschworenen Verträge hatten gute Erinnerungen bei den Wilden zurückgelassen, und beide Theile vereinigten sich gegen die gesellschaftlichen Feinde mit ziemlicher Aufrichtigkeit.

Der Hof zu Lissabon fühlte, wie zu erwarten war, nicht geringe Besorgnisse über die fortwährende Anwesenheit von Franzosen in der Colonie. Eustach de Sà erhielt demnach den Auftrag, derselben mittelst einer neuen Expedition für immer ein Ende zu machen. Unterstützt von seinem Oheim, dem bisherigen General-Gouverneur Mem de Sà, und noch wirksamer von dem unermüdlich thätigen Jesuiten Nobrega, gelang derselbe größtentheils, jedoch erst nach Jahresfrist. Die streitbaren Tamoyos nahmen

kräftig sich der verfolgten Freunde an; Gustach de Sá selbst verblutete an erhaltenen Wunden und erst seinem Neffen, Correa Salvador de Sá, wurde die Ehre, den Rest der Franzosen vollends zur Einschiffung gezwungen zu haben. Sie flüchteten vor ihm auf wenigen Fahrzeugen gen Pernambuco. Aber der dortige Besitzhaber wehrte die Landung, und so mußte denn doch die Heimfahrt nach Europa angetreten werden (1565). Ein fünf Jahre darauf gewagter neuer Landungsversuch scheiterte, ohnerrachtet der Mitwirkung der Eingeborenen, ebenfalls. Solchen Ausgang hatte das Unternehmen Villegagnons, welches, wären die Gesinnungen des Urhebers eben so gerecht, als weise die ersten Maßregeln desselben, gewesen, für die Geschichte des europäischen Colonialsystems von unguberechnenden Folgen geworden seyn würde.

Die verlassenen Pflanzungen der Franzosen wurden nunmehr vom den Portugiesen in Besitz genommen. In Rio-Janeiro, bisher unter dem Namen St. Sebastian bekannt, schlug Correa de Sá seine Residenz auf, und besleckte gleich die ersten Jahre seiner Statthalterschaft durch die seige Hinrichtung des Jean Bolos, eines zurückgebliebenen, durch Geist und Konznisse ausgezeichneten Calvinisten, und zwar geschah dieser Mord erst, nachdem man den Unschönen lange vorher im Gefängnisse herumgeschleppt hatte.

Die Jesuiten, von Zeit zu Zeit nur die Paulisten, ihre Nachbarn und Nebenbuhler, in ehrgeizigen Plänen durchkreuzt, waren sofort diejenigen, welche am genauesten den unermes-

nen Reichthum einsahen, den das Land Brasilien in sich verschloß. Sie verstanden ihn auch besser, als der Hof selbst zu benutzen, und, indem sie alles für diesen letztern allein zu thun sich die Miene gaben, arbeiteten sie redlich für ihren Orden. Verschiedene, bisher noch unsiegte Männer wurden, besonders durch ihre missionarischen Künste, zu Waaren getrieben. In diese Zeit (1570), fällt daher auch der Anfang ihrer theokratischen Republik, mit der sie seit längerer Zeit schwanger gingen. Die meisten Projekte gedeihen trefflich; desto unglücklicher aber war die Mission von neun und sechzig Jesuiten aus Lissabon, welche mit einer sehr ansehnlichen Flotille nach Brasilien steuerten, voll Sehnsucht, neue Seelen und Länder zu gewinnen. Sie fielen einem der wäthendsten calvinistischen Hertsgänger, dem normannischen Korsaren Jacques Soree in die Hände, welcher, tief empört durch das schauervolle Schicksal seiner Glaubensgenossen in Frankreich, allen Katholiken Rache und Tod geschworen. Sie wurden, bis auf einen Einzigen, welcher die düstere Mähr nach Rio-Janeiro überbringen sollte, getötet. Der neue Statthalter, Luis de Vasconcellos selbst, welcher Mem de São abzulösen gekommen war, fand sein Grab in den Wellen.

Bald nach dieser Begebenheit starben beide Hauptmänner der Colonie, der Jesuit Nobrega und Mem de São, beinahe zu gleicher Zeit. In Charakter und Richtung waren sie von einander wesentlich unterschieden; und während der geistvolle Priester blutige Eroberung sanftspflegender Kultur, gegen den Beruf seines Amtes, vorzog,

suchte der Staatsmann und Feldherr, auf beson-
nenen Wegen der Verwaltung die neugewon-
nenen Länderstriche und ihre Bewohner dem
Mutterlande so unzbar, als möglich, zu ma-
chen (1571).

Giebentes Kapitel.

Des Landes Brasiliens Eintheilung in zwei Oberstatthalteryschaften.

Mit dem Hinscheiden König Dom João's III. gingen viele Hoffnungen für Brasilien wiederum zu Grabe. Die vormundshaftliche Regierung Dom Sebastião's beschäftigte sich meistens, mit Plänen zur Erreichung eigenwilliger Privatzwecke Einzelner mehr, als mit dem Ruhm und dem Vortheil der portugiesischen Nation. Statt der Eingebornen in einem bereits erworbenen Lande sich zu versichern und der überaus wichtigen Colonie nach Kräften zu pflegen, versplittete man die Nationalkraft in unnützen Unternehmungen, wie z. B. dem unglücklichen Mohrenzuge, welcher Portugal so unheilbare Wunden gebracht hat.

In der Regierung Brasiliens selbst wurden um diese Zeit bedeutende Veränderungen vorgenommen. Da eines einzigen Mannes Wirksamkeit für einen so ungeheueren Länderstrich unzureichend schien, theilte man die Oberstatthalteryschaft zwischen Zweien, und die Colonie selbst

in Nord und Süd ein. Der Caplataffrom bildete die Gränze. Das Generalcapitanat über den ersten erhielt D. Luis de Britto, das über den letztern D. Antonio Salema. (1572). Rio-Janeiro und San Salvador waren die beiden Hauptstädte.

Bald nach dieser Verfügung des Hofs und nach Ankunft des Doctors Salema zu Rio-Janeiro, wurde die Ausrottung der zwei mächtigsten eingebornen Völkerschaften, der Tamano's und der Tupinambas, beschlossen. Ihre Bindungen mit den Franzosen und die daraus immer noch drohenden Gefahren bestimmten diesen grausamen Entschluß. Er wurde durch den niederrächtigen Berrath einiger französischen Anführer unter den Tupinambas selbst, in seiner Vollstreckung erleichtert. Um das Leben zu retten, für welches sie, nach einem, von dem portugiesischen Stathalter errungenen Vortheile, zitterten, ließen sie Diejenigen, welche so arglos und beharrlich seither Gastfreundschaft, Vertrauen und Beistand ihnen gewähret hatten, feigerweise im Stiche und machten von der angebotenen Amnestie schimpflichen Gebrauch. Die Barbaren, wie man sie im Gegensatz zu Menschen, die solches thaten, zu nennen beliebt, sahen nunmehr dem an Künsten des Mordes ihnen weit überlegenen Feinde sich rettungslos, und zwar durch ihre eigenen Freunde, preisgegeben. Ein furchtbare Blutbad begann unter ihnen: man zählte über 8 bis 10,000 Opfer europäischer Treulosigkeit.

Nach dieser Katastrophe entschied sich der Ueberrest der beiden unglücklichen Nationen zur

Auswanderung von den Küstengegenden nordwärts nach unbekannten Enden. An ihrer Spitze stand ein ehrwürdiger und verständiger Greis Jap y Quassu. Sie schieden voll Grimm und Verachtung im Hetzen gegen der weißen Christen zweideutiges Geschlecht (1573).

Nach vollbrachtem Blutwerke, widmete Gaslema sein Augenmerk der Verbesserung des Ackerbaues. Erfahrene und kühne Männer unternahmen fernere Streif- und Entdeckungs-partien ins Innere des Landes, sowohl um für ihre Grausamkeit neue Völkerschaften, als Goldgruben für ihren Gelz aufzusuchen. Die wichtigen Minas-Geraes wurden entdeckt und D. Sebastiao Fernandes Tourinho, drang über den Rio Doce bis zum Siquithinouba vor, auf welchem er wiederum in's Meer gelangte. Die Resultate seiner Fahrt schienen der Colonie die wichtigsten Vortheile zu verbürgen. Doch gewahrte man bald auch, wie sehr der Ruf und die Berichte der Reisenden in's Uebertriebene und Abenteuerliche gingen, und daß weder die Kristallberge in der Art, noch die Diamantengruben in der Zahl vorhanden waren, wie die geblendete Einbildungskraft oder die berechnende Erdichtung sie vorgenahlt hatten. Um diese Zeit geschah es, daß die zum Vortheil des Ganzen gemachte Anordnung in Betreff der Theilung des statthauerischen Regimentes von Brasilien, durch den Hof zu Lisboa zurückgenommen und das Generalgubernium über die ganze Colonie neuerdings einem Einzigen übertragen wurde. Dieser war D. Lourenço de Weiga, einer der letzten großen Männer, welche Portugal in dieser Pe-

tiode des Wendepunktes seines zweihundertjährigen Ruhmes aufzuweisen hatte.

Die Tage des Unglücks brachen nun ein über das Reich Portugal. König Sebastians Niederlage und Verschwinden in der Mauren-schlacht; die stürmische Regierung D. Antonio's; die Intrigen der Thronfolge; Spaniens Usurpation. Der letzte Sturm erst erfasste auch die Colonie. Bis zum Untergange der portugiesischen Selbstständigkeit war Brasilien fortwährend in dem alten Zustande geblieben.

Achtes Kapitel.

Des Landes Brasilien Schicksale unter spanischem Tochte.

Nachdem Brasilien das Schicksal des Mutterlandes getheilt und dem Könige Don Felipio II. von Spanien gehuldigt hatte, wurde anfänglich in den Verwaltungsmafregeln desselben manche Abweichung von dem herrschenden politischen Systeme zugegeben. Gegen die Franzosen, welche durch das frühere Unglück keineswegs abgeschreckt von Zeit zu Zeit ihre Unternehmungen wiederholten, schützte man sich siegreich, und Flores de Valdes, da voregerichtetes Alter die geistigen Kräfte des Oberstatthalters Battto gelähmt, ließ sie die in der Capitanerie Parahyba angerichteten Verwüstungen durch eine blutige Niederlage thauer bezahlen (1583).

Weniger feindlich war man gegen die Engländer gesinnt. Obgleich Protestanten, waren sie dennoch mit ihrem Handel der Colonie sehr vortheilhaft und wichtig. Es herrschte demnach eine Art frostiger Freundschaft und stillschweigender Uebereinkunft, durch gemeinsames Interesse so lange aufrecht erhalten, bis der Fanatismus auch hier störend dazwischen trat. Es kam nach und nach zu förmlichem Kampfe, dessen Anfang jedoch von wenig erheblichen Resultaten für irgend eine Partei begleitet wurde. Die Züge der Engländer, meist von gewinnstüchtigen Abenteuern geleitet, waren weniger in der Absicht unternommen, bleibende Niederlassungen zu gründen, als in den vorgefundnen zu plündern und erlittene Beleidigungen zu rächen. Die berühmtesten Anführer dieser Raubzüge waren Cavendish und Lancaster. Letzterer brachte aus Pernambuco, dessen sämtliche Dertlichkeiten ihm nur allzugut bekannt waren, nach graulicher Verwüstung des schönen Landes, unermessene Beute nach England heim (1591).

Schädlicher, als selbst diese Angriffe britischer Freibeuter soll die unzeitige Zurückhaltung des Königs von Spanien gegen einen Abkömmling Alvarez Correa's gewesen seyn. Gegen eine unbedeutendes Adelsdiplom, welches die Eitelkeit des Mannes gleichwohl begehrlich nachgesucht, verbiss derselbe die Entdeckung einer ungemein ergiebigen Silbergrube. Der Hof, welcher das Geheimniß für sich zu behaupten suchte, schlug gleichwohl, unklug genug, dasjenige ab, was so leicht zu gewähren war und hundert Unwiderigkeiten vor und nach nur allzufrigebrig bewilligt worden

war. Der entrüstete Bittsteller nahm, der Behauptung nach, sein Geheimniß mit in's Grab; und alle später angestellten Versuche, in den Besitz des wichtigen Fundes zu kommen, waren vergeblich (1586).

Die Geschichte der Stuthalterschaft D. Pedro Botelho's, welcher Francisco de Sousa ersetzte, zeichnete sich durch neue Thaten der Niederträchtigkeit und Grausamkeit aus, wodurch die Portugiesen in den Verhältnissen zu den Eingebornen ihren Namen brandmarkten. Der unersättliche Durst nach Gold und Schäzen gab zu mehrern neuen Streifzügen in's Innere Veranlassung (1602). Man stieß auf die Nation der Tapuya's, welche von der Meeresküste durch die Vorfahren der Entdecker vertrieben; in den Gebirgen von Spiapaba Zufluchtstätten und Wohnungen gefunden hatten. Als bald rüstete man sich zur Ausrottung der Unglücklichen. Vergebens leisteten einige erfahrene und mutige Franzosen den Widerstand derselben; vergebens ward ein Vertrag ihrer Vermittlung jener Erstern geschlossen und dem Reste des Volkes Sicherheit, gegen Unterwerfung, eidlich verbürgt. Die Portugiesen vergaßen die heiligsten Schwüre und alle, welche mit den Waffen in der Hand gefunden worden, wurden schonungslos als Sklaven verkauft. Des Hofs zu Madrid vermittelnde Anordnungen beachtete man entweder gar nicht oder umging sie listig; und die Jesuiten halfen mit ihrer zudringlichen Bekährungswuth die Leiden des verfolgten Geschlechtes noch vermehren. Wehe daher jedem Missionär, welcher mit Katechismus

oder Rosenkranz versehen, in der Niederlassung eines Tapuya's getroffen wurde; martervoller Tod war sein Loos! Viele auch kamen in den Schauern der Wildnisse und durch die Mühsale des Weges um.

Nach Vernichtung des größten Theils der Tapuya's, kam die Reihe an die Pitagoare's. Man gebrauchte zuerst ihrer Dienste gegen die Aymores; sodann wurden auch sie sämtlich zu Sklaven gemacht. Letztgenannte Nation allein floßte fortwährend den Europäern Achtung und Furcht ein. Sie störte durch ihre wilden Angriffe und Raubzüge alle Sicherheit der Colonie zwischen San Salvador und Rio-Janeiro. Man trachtete auf alle Weise durch Vergleich und List sie der Kultur zu gewinnen, nachdem ihre Ausrottung durch Gewalt nicht so leicht möglich gewesen war. Die Ueberredungskünste einer Frau aus der Mitte der Nation, welche in ihrer Gefangenschaft von den Portugiesen sehr milde behandelt worden war, und die frommen Lehren des Jesuiten Rodriguez führten zum gewünschten Ziele. Der Grund zu einer gesellschaftlichen Ordnung, im Sinne der Europäer, wurde gelegt, und die Eingeborenen schienen Behagen an dem neuen Zustand der Dinge zu finden, als ansteckende Seuchen plötzlich den Neubekehrten sich mittheilten und einen großen Theil der Nation dahin rafften. Die Uebriggebliebenen kehrten, scheu vor den Europäern, ihrem Gotte und ihrer Kultur, voll unüberwindlicher Sehnsucht in die verlassenen Wälder zurück. Die Botocoudos, wie oben schon bemerkt wurde, sind die Enkel

dieser Aymores und erregen durch ihre Schicksale in der That bei jedem Froscher brasilischer Geschichten großes Interesse (1603).

Neuntes Kapitel.

Der Franzosen erneuerte Versuche auf Brasilien.

Bei weitem der größere Theil der Küsten Brasiliens gehörte allmählig den Portugiesen. Dennoch fanden sich, und zwar auf derjenigen Seite, welche von der Äquinoctial-Linie am weitesten entfernt ist, sehr fruchtbare Theile, die ihr Fuß noch immer nicht berührt hatte, auch auf diese und die ungemeinen, aus ihrem Besitz entspringenden Vortheile, mußten zuerst die Franzosen sie aufmerksam machen. Eine Abtheilung abenteuernder Pflanzer aus der Mitte dieser Nation fand auf der Insel Maranhão einen Theil der noch geretteten Tupinambas, ihrer alten Verbündeten wieder. Der Rest dieses unglücklichen Volkes war nach der großen Katastrophe, die es erlitten, nach den Gegenden am Amazonenfluß gezogen.

Jene Insel, welche 12 — 15 Meilen in das Festland sich hineinzieht und von demselben durch zwei Flüsse getrennt ist, gewährte die vortheilhafteste Lage gegen äußern Angriff, und, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen, zugleich die segensreichsten Hoffnungen für ihren Anbau. Die Einverständnisse, welche man mit den Ein-

geborenen insgeheim anknüpfte, schienen das Unternehmen bedeutend zu erleichtern. Die französische Regierung gab übrigens zu demselben keinen weiteren Beistand, als unbedingte Ermächtigung, alles das zu thun, was sie niemals hätte verhindern können.

Die Herren de la Navardière, de Raſſilly und de Harley standen an der Spitze des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ihn, damit das Ganze das Ansehen eines Befehrungszuges, im Interesse des katholischen Glaubens, erhalten. Mehrere der Anführer und der übrigen Pflanzer jedoch, gehörten dem reformirten Bekennen an. Gleichviel. Man verbieß und beobachtete unter sich wechselseitige Duldung. Der erste Gott der Welt, der Eigennutz, hielt dies Verhältniß in der That aufrecht, und die Misserlassung wurde eben so friedlich begründet, als die Fahrt vor sich gegangen war. Ein Fort erhob sich, die neue Colonie zu schützen. Die Bande der Freundschaft mit den Eingeborenen wurden fest geknüpft; und als der Bedürfnisse des kleinen Gemeinwesens allmählig mehrere und dringendere geworden, beschloß man Raſſilly nach Europa, zu Erwerbung neuer Hülfe zurückzuschicken, während La Navardière die Leitung der Angelegenheiten des Innern beibehielt (1612).

Derselbe wendete Zeit und Amt auf das Zweckmäßigste und Tüchtigste an. Aber die Portugiesen kamen der jugendlichen Pflanzung bald wieder auf die Spur und rüsteten sich, die drohende Gefahr mit Macht abzuwenden. D. Jeronymo de Albuquerque, ein Nachkomm-

ling des großen Eroberers von Ostindien, hatte nämlich den Oberbefehl über eine Expedition erhalten, welche die noch unbekannten Nordgegenden in Augenschein zu nehmen, beauftragt war. Kaum hatte man einen Theil dieses Zweckes erreicht und das Hauptaugenmerk auf Para gerichtet; als die Niederlassung der Franzosen und ihr Verhältniß zu den Tupinambas bekannter, und die Portugiesen mit großen Besorgnissen erfüllt wurden (1613). Die Eroberung von Maranhão schien somit das nächste und wichtigste Ziel ihrer ganzen Thätigkeit, bevor der Feind an Kräften gewinne.

La Ravardiére leistete mutigen Widerstand; aber sein Herz wurde dennoch durch geheime Nachrichten von des Pariser Hofes Undank gegen ihn, (den Hugenotten) und der nahen Ankunft seines Nachfolgers in der Oberbefehlshaberstelle gebrochen. Er bot dem portugiesischen Führer, welcher eben so sehr durch Hungersnoth in seinem kleinen Lager, als durch der Franzosen mörderische Ausfälle gelitten hatte, mit vielem Edelmuth einen Waffenstillstand an. Im Verlaufe desselben kamen D. Albuquerque Verstärkungen zu. Dieser setzte nun härtere Bedingungen des Friedens, als er früher wohl bewilligt. Dessen ungeachtet wurde eine Uebereinkunft geschlossen. Einzelnen Franzosen gestattete man auch ferner Wohnsähe im Lande, gegen Bürgschaft für ihr Wohlverhalten. Die übrigen schifften sich nach der Heimath ein.

Ungefähr zwei Jahre darauf wurde durch Galdeira die Stadt Belem erbaut und eine bisher vernachlässigte Seite des Landes eifrig an-

gebaut. Sie erregte das Augenmerk der indischen Holländer. Bald richtete sich ein Hauptzweig ihres Handels dahin und sie versuchten, durch das Beispiel der Franzosen keineswegs abgeschreckt, ebenfalls eine Niederlassung. Allein die Portugiesen gedachten, den noch gefährlichen Gegner, als jene, noch weniger auftreten zu lassen. Sie fielen mit Uebermacht über sie her, zerstörten ihr Geschütz und zwangen die kleine Colonie zur Einschiffung (1616).

Ueberaus traurig war während und nach diesen Ereignissen das Los der Eingebornen. Jederzeit geriethen sie zwischen zwei Feuer, und Freund- und Feindschaft mit der einen und der andern Partei, gerieth meist ihnen zum größten Verderben. Auf jegliche Weise verrathen, minderte sich von Jahr zu Jahr ihre Zahl, durch verrätherische Ueberfälle nicht minder, als durch offene Kämpfe.

Aber auch die Europäer auf Maranhão empfanden lange keinen Segen mehr in ihren Dingen. Der Parteihass und der Eigennutz entfachten unter ihnen selbst die Glut der Zwietracht und bürgerlichen Krieges. Der Hof fand sich deshalb, zu Rettung des Ganzen, in die Notwendigkeit versetzt, aus Maranhão einen von Brasilien unabhängigen Staat zu schaffen *). Derselbe erhielt D. Francisco Coelho de Carvalho, als ersten Statthalter (1624).

Aber nun fordern die wichtigen Ereignisse, welche in Folge des bereits erfolgten Ueberzugs

*) Estado do Maranhão

von Brasilien durch die Holländer, sich ergeben, zu ausführlicherer Schilderung der Details uns auf, als bei den meisten der bisher erzählten Vorfälle uns nothig geschienen. Ein blutiger Kampf, welcher Spanien und Portugal mit dem völligen Verluste der kostbaren Colonie bedroht, entwickelt sich auf dieser Seite der neuen Welt, als eine der großen Schwingungen des unsterblichen Freiheitskrieges der Niederländer, welcher so viele weltgeschichtliche Veränderungen bewirkt hat.

Be h n t e s K a p i t e l.

Der Holländer Einbruch in Brasilien.

Wir haben so eben des vorläufigen Versuches einer kleinen Zahl von Holländern gedacht, auf Brasilien eine Niederlassung zu gründen, so wie des schnellen Rückzuges derselben vor der Uebermacht, die ihnen Vernichtung drohte. Der Plan wurde bald wiederum von dem gleich industriösen als kampflustigen Volke aufgegriffen, und das bisher Geschehene war daher blos als Erkundung des Terrains anzusehen.

Die Gefreitheiten der kräftig heranblühenden ostindischen Compagnie wurden von den Generalstaaten ansehnlich gemehrt und eben so auch die Streitkräfte zu Land und zur See. So erhielten sie noch im Jahr 1622 neuerdings drei große, mit 600 Soldaten bemalte Schiffe,

größeren Interesse aufzuheben, schien das
versuchten bedeutend zu erleichtern. Die fr
üche Regierung gab überigen zu demselber
nen weitem Bereich, als unbedingte Ent
gung, alles das zu thun, was sie niemals
verhindern können.

Die Herren de la Moatdiere, de
Silly und de Harley standen an der
des Zuges. Einige Kapuziner begleiteten ih
mit das Ganze das Ansehen eines Beken
zuges, im Interesse des katholischen Gla
ethalte. Mehrere der Anführer und der
Pilger jedoch, gehörten dem reformirt
kenntniß an. Gleichviel. Man verließ
obachtete unter sich wechselseitige Duldun
et sie Gott der Welt, der Eigennutz,
Verhältniß in der That aufrecht, und
durchföhrung wurde so stiedlich beg
die Söhne vor den Augen war. E
sich, die Kolonie zu f
nde der Welt mit den
anden, und als
es für wesens allmä
driu u Erwerbung r
trend La Mar
gelegenheiten d

1

ander, sich ergeben, der Details uns bisher erzählten. Ein blutiger Portugal mit dem Colonie bedroht, der neuen Welt,ungen des un-Niederländer, welche Veränderungen be-

capitel.

Reise nach Brasilien.

des vorläufigen Versuches von Holländern gedacht, auf Erlassung zu gründen, so wie dieses derselben vor der Uebervernichtung drohte. Der Plan zum von dem gleich industriösen Volke aufgegriffen, und das eine war daher blos als Erkundung anzusehen.

Freiheiten der kräftig heranblühenden Compagnie wurden von den schnlich gemeint und eben zu Land und zur See Jahr 1622 neuere Soldaten bemannet

auf welche die Republik nicht geringe Hoffnungen baute.

Der Kriegsplan der holländischen Compagnie war gleich im Anfang ihres Entstehens ein dreifacher geworden. Einerseits sollten die Portus-giesen aus Brasilien getrieben werden; auf einer andern Seite wollte man den Spaniern die Goldminen Peru's entziehen; und auf einer dritten, an der portugiesischen wie an der galizischen Küste eine Landung unternehmen. Die Ausführung des ersten Planes wurde dem Capitán Willekens, die des zweiten Jacques l'Hermite, die des dritten aber Leonard Franken übertragen.

Im Jahre 1624 kroenzte der tapfere Willekens bereits an den brasilischen Küsten, nicht ohne vorher allerlei Einverständnisse mit einem Theil der Einwohner gepflogen zu haben. Das Handels-Interesse war um diese Zeit das vorherrschende in der Colonie. Ihm huldigten nicht nur Große und Kaufleute, die Eigenthümer großer Besitzungen, sondern auch Priester und Soldaten. Kein Wunder, wenn daher der Nationalstolz und der Glaubenshaß bei dem Gedanken größeren Vortheiles im Verkehr mit den protestantischen Republikanern über vieles sich beruhigten; überdies mochte der Haß gegen die kühnen und gewerbsamen Niederländer kaum stärker seyn, als der gegen die Unterdrücker der Nationalunabhängigkeit, gegen die folzen und raubgierigen Spanier.

Als demnach Willekens in der Bucht Allerheiligen erschien, beeilten sich die Bewohner mehr, ihre besten Sachen zu verbergen, als zu man-

haster Vertheidigung sich zu rüsten. Bald ergab sich die große und reiche Stadt San Salvador, damals der Sitz eines Parlamentes und eines Erzbischofs. — Willekens fand die Thore offen und die Portugiesen größtentheils ausgezogen. Die benachbarten Forts warteten keine Belagerung erst ab, sondern ahmten dies Beispiel von Feigheit nach. Man sendete den Vicekönig Dom Diego de Mendoza und seinen Sohn gefangen nach Holland. Die Kaufmannsgüter wurden jetzt sorgfältig gesondert, um der Compagnie genaue Rechnung davon geben zu können. Darauf überließ Willekens die Stadt der Plündерung, zur Entschädigung für seine Soldaten. Van Dort wurde zum Befehlshaber des Platzes ernannt. Nicht lange, so glückte es ihm, acht spanische Schiffe zu kapern, die noch im Hafen sich befanden; die ganze Mannschaft wurde durch einen kühnen Streich mitgefangen genommen. Während der Vicekönig eine beispiellose Schlaftheit an den Tag gegeben, hatte der Erzbischof, D. Miguel Tereira, an der Spitze seines Kapitels, desto energischer sich erzeigt. Als aber von ihm wider die Macht der Umstände nutzlos angekämpft worden war, zog er sich mit seinen Getreuen in guter Ordnung in ein benachbartes Fort zurück und beunruhigte von demselben aus die Holländer noch sehr oft. Dieselben hatten jedoch unermessliche Beute gemacht, und binnen kurzer Zeit fiel die ganze Capitanerie und die Provinz, somit der bevölkerteste und größte Theil der Gesamtcolonie, in ihre Gewalt.

Die Nachricht von dem ungeheuern Verluste war für alle Portugiesen ein wahrer Donner-

schlag, und wurde durchgängig auf das schmerzlichste empfunden. Man klagte laut die treulose Politik der spanischen Minister an, welche dem Feinde den Gewinn so leicht gemacht; und man war überzeugt, daß das Cabinet von Madrid halb und halb sogar Vergnügen über das Ereigniß empfinde. Der Besitz großer Reichthümer hielt das Nationalgefühl in den unterdrückten Portugiesen immer noch einigermaßen aufrecht. Die gänzliche Verarmung erst sicherte Spanien die moralische Unterwerfung der Lusitanen. Zu diesem Ziele, glaubten sie, würde nun ohne Zweifel die Einbuße des bessern Theils der amerikanischen Colonie, und der großen und vielen Besitzthümer darin, führen, und so tröstete sich die politische Machiavellistik gar bald über den Triumph des Todfeindes, so schmerhaft der spanischen Hoffarth immerhin ein solcher Hauptschlag seyn mußte, da jede Trophäe dieser Art auch zugleich die Macht und das Ansehen der batavischen Republik in der öffentlichen Meinung befestigte.

Der König war jedoch von ganz andern Gefühlen bewegt, als seine Minister. Eigenhändig schrieb er an viele Granden Portugals, besonders an diejenigen, welche bei der Sache am meisten eingebüßt. Er tröstete sie freundlich und suchte ihren Mut und ihre Hoffnungen bestmöglichst aufzurichten. Es war eines der wenigen Male, daß er als Vater mehr, denn als König zu seinen Unterthanen redete. Das Benehmen und die Kunstgriffe der Minister schienen freilich alle diese Aeußerungen zarter Sorge bald wieder unnütz zu machen. Doch erwachte, angeregt durch sie, in den Portugiesen eine Art Neigung zu ih-

rem Herrn, und der Gedanke kräftigen Widerstandes sowohl gegen die fernern Unternehmungen ihrer Feinde, als auch des Kampfes für Wiedergewinnung des Entrissenen. Es wurde nun zur Ehrensache für Alle. Man rüstete also eine Flotte von 26 Schiffen aus, zu welcher der ganze Adel, je nach Kräften, beitrug. Die Einen schossen Geld her, die Andern warben Truppen auf ihre Rechnung. Sämtliche beinahe gehörten in Person zu dienen.

Mit den Portugiesen schienen die Castilianer ehrenvoll zu wetteifern. In den spanischen Häfen wurde, gleichfalls eine Flotte auf Kosten von Privaten, ausgerüstet, und sie sollte zu jener der Erstern stoßen. Wäre die Leitung der Dinge mit aufrichtigem Herzen, von Seite des madrider Cabinets, geschehen, so würde vielleicht der Erfolg des Kampfes der Holländer gegen die beiden vereinigten Gegner, nicht zweifelhaft gewesen seyn. Allein den Ministern war es keineswegs mit der Heerfahrt recht Ernst; und den ausdrücklichen Wünschen und Befehlen des Königs entgegen, konnte erst im Februar des folgenden Jahres (1625) die castilische Flotte das Meer halten. Da endlich, nachdem die kostbarste Zeit verstrichen, stießen beider Nationen Seekräfte zusammen und D. F. de Toledo Ogorio, Marquis von Balduesa, erhielt über sie den Oberbefehl.

Die Flotten waren mit 13 — 15000 Soldaten und Matrosen bemannnt, und mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf jeder Art versehen. Nach einer glücklichen und ungestörten Fahrt, gelangten sie in die Bucht Allerheiligen.

Die Holländer litten bereits in ihrer neuen Colonie an allem Mangel, überdies setzte ihnen der Erzbischof von San Salvador, dem ohngefähr 1500 Mann zu Gebote standen, durch viele einzelne mörderische Angriffe überaus zu. Dieser Prälat hatte über den Beschäftigungen des Krieges diejenigen seines ursprünglichen Berufes gänzlich vergessen, und hatte durch die mannhaftes Beharrlichkeit, womit er die gefährdeten Interessen seines Vaterlandes verfocht, allerdings Ansprüche auf die Dankbarkeit desselben sich erworben. Er hieb mehr als eine Streispartei der Holländer in Stücke, vernagelte eber nahm ihnen Geschütz, schnitt ihnen die Lebensmittel ab und blockierte sie sogar zuletzt in St. Salvador, auf solche Weise, daß sie bereits an Abzug dachten.

Leider starb dieser thätige und energische Mann nun plötzlich, und die oberste Leitung der Angelegenheiten kam in die Hände eines gewissen Nunnez Marino, und diese Stelle wurde von Francisco de Moura eingenommen. Beide suchten, soweit möglich, im Geiste Lexeira's und gemäß den, ihnen noch auf dem Todbette gegebenen Vollmachten, zu handeln. Unter diesen Umständen erschien die vereinigte Flotte im Hafen von San Salvador.

Der Schrecken, welcher die Holländer beim Anblick der portugiesisch-spanischen Wimpel überfiel, war eben so groß, als der Jubel der Portugiesen. Als bald wurden an die 4000 Soldaten ausgeschifft und unter den Befehl des D. Manoel de Maneses gestellt.

Die Holländer, ohnehin gegen überlegene

Streitkräfte zu schwach, wurden durch Zwietracht und Verwirrung über die zu ergreifenden Maßregeln, in ihrer verhängnißvollen Lage noch wehrloser. Der Rathschlag der Entschiedenen, bis zum letzten Manne sich zu vertheidigen, fand nicht den Beifall der Mehrzahl, und man beschloß demzufolge, den Platz an die Belagerer zu übergeben. Die Sieger, zufrieden mit dieser Trophäe, stachen alsbald wieder in die See, das glückliche Ergebniß ihrer Anstrengungen ihrem Vaterlande selbst zu bringen. Die Rückkehr war jedoch eben so verhängnißvoll, als die Hinfahrt glücklich gewesen. Nachdem sie längere Zeit mit widerwärtigen Winden gekämpft, zerstörte ein wilder Sturm den einen Theil der Flotte; der andere kam, übel genug zugerichtet, nach mannigfacher Drangsal in portugiesischen und spanischen Häfen an.

Von nicht so glänzendem Erfolg, als Willemens Anstrengungen, waren die seines Gefährten, des L'Hermité, gegen Peru gewesen. Er mußte unverrichteter Dinge, nachdem er, zumal des Beistandes der Indianer gewiß, bereits dem Ziele nahe gewesen war, in Folge unkluger Zeitversäumnis, von Callao de Lima wieder ablassen, und trat, über Ostindien, den Rückweg nach Holland an.

Elftes Kapitel.

Die fernern Begebnisse in Brasilien zwischen Portugiesen und Holländern, bis zur Ankunft des Prinzen Johann Moris von Oranien.

Das Mißlingen des einen Angriffs, und die schlimme Wendung der anfangs so glücklichen Unternehmung auf Brasilien schlug den Muth der westindisch = holländischen Compagnie nicht darnieder, sondern erhöhte ihn vielmehr. Neue Rüstungen fanden statt; den Spaniern ward auf dem Festlande aller erdenkliche Schaden zugefügt; in Brasilien selbst ging eine Capitanschaft nach der andern an sie über, und es herrscht kein Zweifel, daß die Compagnie Meister des Ganzen geworden wäre, ohne den unzeitigen Geiz mehrerer ihrer Directoren. Dieser brachte den Saamen der Zwietracht unter die Holländer.

Die Portugiesen benützten die Fehler ihrer Feinde besonders und verstärkten ihre Kriegs- und Seemacht in diesen Gegenden nach Kräften. Umsonst sandte die Compagnie ebenfalls von Zeit zu Zeit Verstärkungen und erhielt hiezu ansehnliche Summen von der Republik. Die Portugiesen richteten viele Schiffe hinter einander zu Grunde und vertrieben die Holländer aus einem Punkte

nach dem andern. Aber das Kriegsglück im Allgemeinen lächelte dennnoch den Portugiesen nicht.

Sie, so wie die Spanier, hatten auch mit Englands neuaufliegender Größe zu kämpfen. Dieses freiheitstolze, vom Geiste seiner Elisabeth bewegte und für einen Glauben, den man im Süden mit Erfolg unterdrückt, im Norden blutig bekämpft hatte, mit klug geleitetem Fanatismus streitende, Inselvolk brachte den Waffen D. Philipps eine Schlappe nach der andern bei. Die Armaden wurden zerstört und auch die Portugiesen in ihr Unglück mit verwickelt. Eine große Flotte, welche ungeheure Summen verschlungen und nach Indien ausgelaufen war, litt an französischen Küsten grauenvollen Schiffbruch.

Die Holländer machten diese Drangsale sich zu Gewinn, und in den Häfen von Lisboa, Coimbra und Cadiz selbst wurden reich bestachete Kaufmannsschiffe durch sie gekapert. Diese Vortheile gaben der Republik neue Begeisterung, und der Compagnie neue Hoffnungen zur Wiedereroberung von ganz Brasilien. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen.

Es war im Jahr 1627, daß ihr berühmter Seeheld, Peter Hein, Admiral der ostindischen Compagnie, die ganze Kauffahrtesslotte angriff und eroberte, welche aus Brasilien gekommen war. Der ungeheure Vorrath von Zucker, den man darauf fand, wurde um die niedrigsten Preise in den Vereinigten Staaten losgeschlagen. Dieser Vorfall bestimmte, den Admiral mit einer beträchtlichen Flotte nach Amerika abzusenden. Unterwegs verwüstete er noch die portugiesischen Küsten auf das furchterlichste. Darauf

schlug er die Richtung nach den Floridas ein, nahm unterwegs die reiche spanische Silberflotte, mit einem Werth von 14,600,000 Franken, und errang noch allerlei andere beträchtliche Vorteile.

Die Portugiesen inzwischen verfolgte allenthalben ihr böser Stern. Mit dem Verluste der Nationalunabhängigkeit war der beste Theil ihrer Kräfte von ihnen gewichen. Das verhasste Verhältniß zu Spanien trat den besten Unternehmungen meist hinderlich in den Weg.

Die Compagnie richtete ihr Augenmerk von Neuem auf Brasilien. Der Admiral Henrik Loneke lichtete im Jahr 1629 mit 27 gut ausgerüsteten Kriegsschiffen in Holland die Anker. Auf dem Wege stießen noch andere Fahrzeuge der Compagnie zu ihm, und an der brasilischen Küste selbst das Geschwader des Obersten Wardenburg. An der Spitze einer Flotte von 56 Kriegsschiffen nunmehr kreuzte er auf der Rhede von Pernambuk, der wichtigsten in ganz Brasilien. Bald darauf bewerkstelligte er die Landung von 3200 Mann. Die Stadt Olinda wurde mit Sturm genommen, und nach drei Gefechten mit Portugiesen und Brasilieren fielen auch die drei wichtigen Forts in seine Gewalt, nicht ohne daß et großen Verlust an Menschen erlitten, indem die Besatzungen mit der ganzen alten Tapferkeit ihrer Nation sich vertheidigt hatten.

Loneke versäumte keinen Augenblick, sondern suchte seine Feinde von allen Seiten in die Enge zu treiben, und sämmtlicher haltbaren Plätze noch in diesem Feldzuge sich zu bemühen, damit die Eroberung des Landes vollständig und gesichert würde. So nahm er auch Recif, südlich von

Olinda; eben so auch St. Georg, auf der langen Erdspitze, welche den Zugang zu diesem Theil des Landes bildete. Ueberall wurden hinreichende Besatzungen eingelegt; überall die eroberten Forts noch mehr befestigt. Binnen kurzer Zeit war Recif ein bedeutender Waffenplatz.

Die Portugiesen waren um diese Zeit von wahrer Verzweiflung ergriffen. Sie klagten wieverholt die spanischen Minister böswilliger Schummis an. Sie thaten, was nur in den Kräften der erschöpftesten Nation stand, um abermals ein Heer und eine Flotte zum Wiedergewinne Brasiliens aufzutreiben. In der That sah man beiderinnen kurzer Zeit auf das Beste gerüstet. Der Nationalstolz, die letzte auflodernde Flamme von alt-lusitanischer Begeisterung, die Rothwehr und der Eigennutz beflügelten alle Anstalten und Maßregeln. Die Minister des Königs, dadurch beschämmt, wollten auch nicht länger zurückstehen. So sah man denn ebenfalls eine spanische Flotte bald segelfertig und es stieß dieselbe zu jener der Portugiesen. An die Spitze der neuen Armada kam der Admiral d' Oquendo. An Offizieren, Soldaten, Matrosen und Lebensmitteln litt sie in keinem Betrachte Mangel. Dennoch stellten sich schon frühe unglückverkündende Vorzeichen ein. Von 6000 Kriegern wurden, in dem Zeitraum eines Monats, über 2000 von bösischen Seuchen ergriffen und dahingerafft; die sie Ueberlebenden aber rissen beinahe sämmtlich aus. Mit vieler Mühe nur, und durch reiche Verheißungen konnte man leichtere zur Wiederkehr bewegen, und so lichtete denn endlich die Expedition, bestehend aus 30 Kriegsschiffen, die Unker.

D' Oquenho steuerte den Canarien zu, und verstärkte sich dort noch mit 15 Kriegsschiffen; am Cabo verte zählte die Flotte nunmehr an die 54 Segel. In der Nähe der Canarias stieß er auf Admiral Pater, welcher, obgleich nicht mehr denn 16 Schiffe befehligend, gleichwohl ratslos ihn suchte. Der Anblick der so überaus zahlreichen feindlichen Seemacht flohste einem Theil der Seinigen Schrecken und Furcht ein. Zehn Schiffe verließen ihn feigerweise. Nichts desto weniger beschloß Pater, nachdem Bitten und Drohungen nichts über die niedrigen Seelen vermocht, einen Angriff auf die Uebermacht. Mit Löwenmuthe kämpfte er gegen seine Feinde und bohrte ihnen über 13 große Schiffe in den Grund. Der Sieg war so gut, als für ihn erfochten; aber das Schicksal hatte es dennoch anders getügt. Das Admiralschiff, von allen Seiten geschossen und durchlöchert, sank mit dem Hertlichen und seinen Getreuen, selbst nun zu Grunde. Von den 6 Schiffen aber, die mit ihm den ungleichen Kampf eingegangen, gelang es vierer, von den Portugiesen und Spaniern sich loszumachen und ein erobertes feindliches sogar, als Zeugen ihrer bewiesenen Tapferkeit mit sich fortführend, in bester Ordnung, glücklich nach Olinda zurückzusegeln.

Der portugiesisch = spanische Admiral, nicht ohne Bewunderung solcher Größe, verfolgte sie von fern und kreuzte sonach an den Küsten von Paraiba. Darauf schien er, durch irgend ein tüchtiges Unternehmen seine Kriegserebre, die nicht wenig durch das letzte Ereigniß gelitten, wieder herstellen zu wollen. Nachdem er deshalb 1200

Mann, zur Hut dieser Gegenden, ausgeschifft und für die Sicherheit des St. Francisco, der Capitänschaft Segeripe und jene der Allerheiligenbucht Sorge getragen, glaubte man, er würde unverweilt die Belagerung von Olinda erneuern, vor welchem der wackere D. Matthias de Albuquerque, ebenfalls ein Sprößling der berühmten Heldenfamilie, und dermal zum Oberbefehlshaber der Expeditions-Armee ernannt, fruchtlos sich versucht hatte. Allein der Admiral, sey es aus Feigheit, oder gemäß geheimen Vollmachten, stieg alsbald wieder an Bord, lichtete die Anker und schlug den Heimweg nach Lisboa ein. Unglücklicherweise jedoch begegnete er auf demselben einer holländischen Flotte, ward mit derselben in ein Treffen verwickelet und verlor in demselben, außer dem Vice-admiral und trefflicher Mannschaft, einen Theil seiner Schiffe, welche in den Grund gebohrt wurden. Darüber entstand neue Trauer und Verzweiflung in seinem Vaterlande und neuer Mut und Entschluß der Feinde, Aehnliches mehr zu wagen und im Besitze Brasiliens sich zu behaupten.

Aber auch das Unglück dieses Feldzugs schlug die Hoffnungen der patriotischen Portugiesen nicht ganz darnieder. Sie wendeten sich mit neuen Vorstellungen an die Minister, und nöthigten sie zu neuen energischen Maßregeln, zu einer dritten Armada, welche wiederholt ungeheure Summen kostete. Im Jahr 1632 sah man die neue Flotte ausgerüstet, und D. Toledo wurde mit dem Oberbefehl bekleidet. Leider rückte auch dieser nicht viel mehr aus, als sein Vorgänger D'Quendo. Ein Hauptumstand, welcher die Portugiesen und Spanier um jene Zeit meist,

den Holländern gegenüber, in Nachtheil setzte, war die bessere Beschaffenheit der Schiffe der Letzteren, so wie auch die größere Gewandtheit der Matrosen. Ueberdies bewegte sich in der niederländischen Nation und in allem, was von ihr ausging, ein trostiger Geist der Freiheit und ein siegreiches Gefühl ihres hohen geschichtlichen Werthes, während die Portugiesen bei aller noch inwohnenden Tapferkeit, dennoch durch das spanische Joch von Jahr zu Jahr an der alten moralischen Kraft einbüßten. Die Republik befand sich in den Tagen ihrer Jugend und jeder neue Kampf mehrete nur Stärke und Reichthum, während bei den iberischen Völkern jede Fortsetzung des so lange bestandenen Krieges die finanziellen Kräfte täglich rasch aufzehrte.

Die westindische Compagnie bot alles auf, ihre Absichten auf Brasilien, nach so manchen glorreichen Erfolgen, bleibend durchzusezen. Sie baute neue Schiffe; sie rekrutierte frische Matrosen und Soldaten. Jedes Jahr erschien so eine neue Flotte in der See, und die Preisen die sie gewann, erschienen schnell auch den kostspieligsten Aufwand wieder. In drei Feldzügen, die sie nunmehr gegen Brasilien abermals eröffnete, wurde beinahe das ganze Land von den Holländern überschwemmt. Die Eroberung der Capitänschaften von Tamaraca, (ein Gebiet von 80 Meilen entlang der Küste) von Paraíba und Rio-Grande, waren die glänzenden Ergebnisse derselben.

Zwölftes Kapitel.

Der Prinz Johann Moritz von Oranien
in Brasilien, und die Ereignisse bis zur
portugiesischen Thronrevolution.

Eine wichtige Periode begann nun überdies bald nach diesen errungenen Vorteilen, mit der Erscheinung des Prinzen Johann Moritz von Oranien-Nassau, welcher zum Generalecapitän in Brasilien ernannt wurde, im Oktober 1636 aus dem Lepel aussließt und gegen Ende Januars 1637 am Orte seiner Bestimmung eintraf. Der berühmte Name seines Geschlechtes sollte nicht minder, als sein persönliches Verdienst, die glückliche Vollendung der brasilischen Angelegenheiten befördern helfen.

Der Prinz traf die Truppen der Republik in dem besten Zustande. Sie waren sehr tüchtig eingebütt, mit allem Nothwendigen versehen und von den erfahrensten Hauptleuten angeführt, und diese, wie die Gemeinen, besetzt vom größten Eifer für die Interessen der Republik und der Compagnie. Die Menge der hintereinandert errungenen Vorteile hatte sie zu allen Unternehmungen, für die man künftig sie zu verwenden wünschte, noch begeisterter gemacht.

Auf Seite der Portugiesen und Brasilianer

dagegen befanden sich zwar Männer von Talent und Muth, wie M. de Albuquerque, Banjola; Luiz de Borgia und Cameron *) aber das gehäufte Unglück hatte ihre Hoffnungen um vieles herunter gestimmt und die Treulosigkeit der Diplomaten zu Madrid brach mehr als ein Heldenherz, welches nach ruhmvollen Thaten lechzte. Der Prinz von Oranien, sobald er von den Reisestrapazen sich einigermaßen erholt, suchte die Feinde, zumal aber den Grafen Banjola, auf, voll Sehnsucht, mit ihm sich zu messen. Der selbe, seiner Kraft misstrauend, wlich allen Gelegenheiten eben so sorgfältig aus, als der Andere sie suchte. Endlich stießen beide Parteien auf einander. Beide entwickelten ungewöhnlichen Muth. Das Glück aber, nach mannigfachen Wechseln der Schlacht, entschied zuletzt für die Holländer.

Nach diesen öffnete Porto Galvo seine Thore dem Sieger, welcher nicht säumte, sondern Porto coon umzingelte und die Vorarbeiten zur Belagerung rasch begann. Nach dreizehntägiger Vertheidigung und nach vielen mörderischen Ausfällen, ergab sich auch dieser Platz, auf anständige Bedingnisse. Oppeneda und andere mehr erlitten gleiches Schicksal.

Nachdem Oranien in Brasilien sich mit Ruhm bedeckt und allen fernern Widerstand der Portugiesen mit übermächtigem Arme zerschlagen, beschloß er die Eroberungen der Republik gegen

*) Dieser war Brasilier von Geburt, jedoch den Portugiesen eifrigst ergeben. All' sein beurkundeter Muth vermochte jedoch gleichwohl nichts über seinen schlimmen Stern.

diese Nation auch in einem andern Welttheile zu verfolgen und den Kampf nach Afrika hinüber zu tragen; der Oberst Coine, mit einer Abtheilung der Flotte und des Heeres, segelte dahin ab. Doch krönte hier die Waffen der Republik nicht derselbe glorreiche Erfolg, der in Süd-Amerika sie begleitet hatte.

Im Jahr 1638 wurde der brasiliische Krieg mit erneuertem Eifer fortgesetzt. Die Drangsale und Unglücksfälle des Landes und seiner Vertheidiger nahmen noch immer kein Ende. So tapfer auch Banjola's Benehmen war, und so weise seine Anordnungen sich bewährten, so zog er dennoch neuerdings den Kürzern, nachdem er die Statthalterschaft Segerippe zum Schauplatz des Kampfes gemacht. Viele Reste der alten Eingebornen, die von Siava zumal, stellten sich unter holländischen Schutz, und ließen dem ererbten Hass wider die Portugiesen freien Lauf. Slarta, der Hauptort, ergab sich bald und das übrige Gebiet folgte. Der Hæuptling des Volkes, Algododojo, hatte hierbei sehr gute Dienste geleistet, und der Prinz die Boten desselben mit gewohnter Güte aufgenommen.

Die Portugiesen versuchten Gleiches mit Gleichen zu vergelten, und knüpfsten mit den Einwohnern in Paraiba und Rio Grande, wo sie noch viele Freunde und mehrere Plätze noch besaßen, Einverständnisse an. Allein, als dem Fürsten von Nassau Kunde hiervon geworden, wurde derselbe nur um so mehr dazu bestimmt, aus diesen Landschaften sie völlig zu vertreiben und die Reime einer künftigen Gegenrevolution damit zu ersticken. Die Plätze fielen bald in

seine Gewalt; die nicht verdächtigen Einwohner wurden in Ruhe gelassen. Nassau baute die Stadt Philippina in Paraiba, die durch frühere Ereignisse zerstört worden, wieder auf. Für den verhafteten Namen des Tyrannen aber, den sie seither getragen, gab er ihr einen andern, nämlich Friedrichstadt.

Als alle Unternehmungen so gut gelungen und auch ferneres Kriegsglück, bei vorwaltender Gunst aller Umstände, keineswegs zweifelhaft schien, beschäftigte sich der Prinz mit dem Plane, die wichtigste Stadt Brasiliens, San Salvador, die durch eigene Schuld der Holländer früherhin so schimpflich verloren gegangen war, wiederum zu erobern und seinen Siegen dadurch die Krone aufzusezen.

Sobald Oranien des Gehorsams der Tapuyas sich versichert hatte, erschien er vor der Stadt und begann die Belagerung. Die Schlosser St. Albert, San Bartolomeo und San Felipe, welche San Salvador decken, fielen bald in seine Hände. Desto zuversichtlicher erwartete er den Fall oder die Übergabe des Platzes. Allein diesmal verrechnete sich der Fürst. Die Portugiesen, welche in San Salvador den letzten Punkt ihrer Rettung und mit ihm Brasilien für immer verschont sahen, boten den verzweiflungsvollsten, zugleich auch von vieler Umsicht geleiteten Widerstand entgegen. Sie wagten von Zeit zu Zeit heftige Ausfälle, bei denen sie die Transcheen wieder füllten, die Arbeiten der Belagerer zerstörten und nicht nur viele Soldaten, sondern selbst ausgezeichnete Hauptleute und Ingenieure ihm tödten. Als kurze Zeit darauf nun auch noch frische

Berstärkungen der Besatzung zugekommen; ohne daß Johann Moritz es hatte verhindern können, hob er die Belagerung auf und trat etwas überstellt, seinen Rückzug an.

Dennnoch stellte dieser scheinbar glänzende Vortheil, welchen die Portugiesen über des Prinzen Muth und Standhaftigkeit errungen, die Sachen im Allgemeinen noch nicht wieder her; vielmehr war auch der folgende Feldzug, zu dem man von Neuem unermessliche Summen aus Portugal und Spanien gespendet, von einer Reihe Drangsal begleitet. Eine Flotte von 46 Schiffen, darunter 26 Galionen, war abermals ausgerüstet mit mehr als 5000 Mann Kerntruppen und ausgesuchten Matrosen bemannant worden. Ueberdies stieß beinahe eine eben so große Zahl Schiffe noch unterwegs dazu. Dennoch leuchtete Dom Fernández Mascarenhas, dem Admirale dieser Armada, kein freundlicherer Glücksstern, als seinen Vorgängern allen.

Die Pest vereinigte sich mit den Bemühungen der Feinde, alle Hoffnungen, die man in eine so furchtbare Expedition gesetzt, zu zerstören. Sie raffte auf der Hinfahrt beinahe zwei Drittheile der Mannschaft dahin; der Rest wurde todesfiech und erschlafft an Geist und Körper bei San Salvador ausgeschifft. In der allgemeinen Verzweiflung, welche hierüber auch die Muthvollsten ergriff, verließ nur den Grafen de la Torre die Besinnung nicht. Er bewerkstelligte mit ausdauernder Energie die Heilung der Kranken, die Ermutigung der Niedergeschlagenen; er sammelte alle einzelne größere Truppenabheilungen in der

Colonie, deren Gesamtzahl immer noch auf 12,000 Mann geschätzt wurde und vereinigte den größten Theil der Flotte. Darauf, den Holländern hinlänglich sich gewachsen glaubend, stach er mit dieser Armada in die See, den Prinzen aufzusuchen (Januar 1640).

Johann Moriz hatte die Gegenrüstungen nicht mit der gewohnten Thätigkeit betrieben; doch war ihm auch, da er täglich ansehnliche Verstärkungen aus dem Vaterlande erwartete, eine bedeutende Anstrengung unter den vorwaltenden Umständen nicht wohl möglich gewesen. Endlich traf der längst ersehnte Zugang, bestehend in 41 Schiffen, unter Befehl des Willem de Looff, ein, und alsbald segelte man den Portugiesen und Spaniern entgegen.

Eine der blutigsten Seeschlachten entwickelte sich nunmehr, ohnweit der Bai Allerheiligen. Beide Theile bedeckten sich mit unsterblichem Ruhme. Vier Hauptangriffe konnte man im Ganzen bei dieser Affaire unterscheiden. Bei dem ersten schon fiel der tapfere Admiral der Republik, durch das Geschütz getötet. Aber sein Volk erlangt den Sieg. Die drei übrigen Angriffe wurden von Jacobus Huighens geleitet und entschieden sich ebenfalls zu Gunsten der Niederländer. Die Mehrzahl der portugiesischen Besatzung wurde erschlagen; Pardon fast keinem gegeben. Die Sieger hatten an Leuten wenig einzubehalten, aber an Schiffen beträchtlich gelitten. Das Feuer der Feinde hatte viele zerlöchert oder sonst stark beschädigt. Der Überrest der portugiesisch-spanischen Flotte geriet während der Heimflucht

auf Sandbänke *) und strandete größtentheils. Die meisten Leute starben hier qualvollen Tod durch Hunger und Durst. Nur wenige retteten sich. Zu allem Unglück mußte auch noch Zwietracht unter die ohnehin schon mannichfach Bedrängten kommen. Der Nationalstolz, welcher die Truppen und Schiffe beider Völker nur mühsam bisher für den gemeinsamen Zweck zusammen gehalten hatte, brach, durch das Unglück nur er bitterter, mit neuer Gewalt aus, und ein Theil schob auf den andern die Schuld des Mislingens und der Noth. So geschah denn, daß von der furchtbaren Heerrüstung nicht mehr, als vier Gationen und zwei Kauffahrteischiffe mit der Hiobsfunde nach Europa zurückkehrten.

Während jedoch beinahe die sämmtliche Truppenmacht der Republik auf der Flotte vereinigt worden, waren in den eingenommenen Festen und Städten nur schwache Besatzungen zurückgeblieben. Diesen Umstand hielten die Portugiesen, welche zerstreut in der Umgegend dieser Plätze gelagert waren, zu Vollführung eines Hauptstreiches im Innern für geeignet. Dom Joao Lopez de Carvalho stellte sich an die Spitze dieser vereinigten Abtheilungen, und Cameron an die der Brasilianer, welche für das Interesse der Portugiesen fochten. Nach verabredetem Plane brachen sie in die der Republik unterworfenen Gebiete ein, verheerten das offene Land, schlugen die kleinen Haufen, welche sich ihnen entgegen warfen, zurück und nahmen verschiedene Plätze wieder ein.

*) Auf die Baxos de zocas.
Geschichte von Brasilien. I.

Aber es waren diese Vortheile dennoch vorübergehend. Die Obristen Coine und Tourlon zogen mit einigen größern Heerhaufen wider die Gegner an und besiegten sie. Die Portugiesen und Brasilier mußten auf allen Punkten den Rückzug antreten. Der Admiral Lietard drang nunmehr auch in die Allerheiligen Bucht, mit einer Abtheilung von 25 Schiffen ein, und verübte alle Gräuel des Krieges gegen die Bewohner, zu welchen, außer der allgemeinen Feindschaft, auch noch Gefühle der Rache stachelten.

Diese Gräuel und Verwüstungen nahmen nach und nach einen solchen Charakter an, daß der Marquis de Montalvan, damals Vicekönig von Brasilien, Boten an den Prinz von Oranien schickte, um mit ihm gemeinschaftlich über menschlichere Kriegsweisen zu rathschlagen. Aber ein großes Ereigniß trat nun plötzlich zwischen die streitenden Parteien, und gab der Politik derselben und dem Laufe der Dinge eine veränderte Gestalt und Richtung.

Die Patrioten des Landes Portugal, der langen schimpflichen und unheilsvoilen Abhängigkeit von Spanien müde, hatten das Joch desselben abgeworfen und mittelst einer glorreichen Revolution, einen eingebornen Großen, in der Person des Herzogs Dom João de Braganza, sich zum Könige gegeben *). Um die Mitte des Februars 1641 war die wichtige Nachricht durch

*) Vergl. darüber G. Münch's Grundzüge einer Geschichte des repräsentativen Systems in Portugal.

ein portugiesisches Schiff nach Brasilien gebracht worden. Alle, der politischen Verhältnisse Kundigern sahen ein, daß der neue Monarch in seiner noch kritischen und prekären Lage, vor allem um den Beistand der vereinigten Staaten sich bewerben und das Interesse beider Länder gegen den gemeinsamen Feind vereinigen werde. Der brasilische Oberstatthalter, nachdem er alle Portugiesen im Lande dem Könige Johann hatte huldigen lassen, theilte die Nachricht dem Prinzen mit.

Dranien, welcher das Kommende ebenfalls schnell durchschaut, hegte die sichere Ueberzeugung, daß bei dem künftigen Friedens- und Freundschaftsvertrage der Republik so viel von den Erwerbungen in Südamerika verbleiben würde, als dieselbe darin faktisch besäße. Er beelte sich demnach, seine Vortheile noch bestmöglichst zu verfolgen; und in der That war er um diese Zeit gerade Meister der höchsten sämmtlicher Capitanschaften.

Dreizehntes Kapitel.

Rückwirkungen der Thronrevolution auf Brasilien. — Johann Moriz kehrt nach Europa. — Fortsetzung des Krieges. — Vieira. — Sigismund. — Vertreibung der Holländer.

Dom Georgio Mascaregnas, Marquis von Montalvan, Unterkönig von Brasilien, ließ alsbald,

nachdem er von dem Könige Don João IV. die wichtigen Depeschen erhalten hatte, in beiden, der Krone Portugal noch übriggebliebenen Vesten der Allerheiligen-Bai, die Truppen versammeln; und darauf sendete er eine Abtheilung nach dem Jesuitengebäude, eine andere nach dem Regierungs-palaste. Hier hatte Dom Mendez de Vasconcelos die Wache, welcher jedoch mit dem berüchtigten Staatssekretär der Herzogin-Reichsverweserin zu Lissabon nichts gemeinschaftliches außer dem Namen, hatte. Der Bischof, der Obergeneral der Artillerie, die einflussreichsten Hauptleute und Behörden erschienen, in Folge seiner Aufforderung und vernahmen die große Zeitung aus Europa. Alle huldigten ohne Widerstand und das Volk rief mit Jubel den eingebornen König aus. Das Beispiel, welches Brasilien gegeben, ward auch in Ostindien wiederholt. Die einzelnen Umstände der merkwürdigen Umröhlzung findet man in der Geschichte von Portugal erzählt.

Die Holländer, in Europa Verbündete des neuen Monarchen, schienen des wichtigen Ereignisses, welches auch ihnen in dem unaufhörlich fortgesetzten Kampfe wider den Erbfeind der Freiheit, von dieser Seite her Lust machte, nicht minder, als die Portugiesen sich zu freuen. Doch war das Vergnügen mit Besorgnissen für den gegenwärtigen Besitzstand in Brasilien gemischt.

Die politischen Verhältnisse erwirkten die Abschließung eines zehnjährigen Waffenstillstandes zwischen Dom João und der Republik. Über dieser Vertrag hinderte keineswegs, daß nicht die Holländer sich Maranhams durch einen Staats-streich bemächtigten. Zur Entschuldigung mußte

dienen: der Vertrag sey um diese Zeit noch nicht feierlich verkündet gewesen. Der König schwieg, im Gefühl seiner Schwäche; der Stärkere hat in der Politik niemals Unrecht.

Während die portugiesische Bevölkerung, zumal aus Pernambuco, durch die Unfälle des Krieges, durch Krankheiten und Auswanderungen bedeutend gelitten und überhaupt der Rest der Colonie dem Ruin sich nahe gesehen hatte: blühte der holländische Theil auf jede Weise empor. Pernambuco lieferte unermessene Schätze in die Kassen der Compagnie. Sie ließ Olinda nach einem neuen Plane aufbauen und sorgte nach Kräften für die Bedürfnisse der westindischen Colonisten. Allein die Eifersucht des Republikanismus ließ einen Fehler begehen, welcher unersehlich in seinen moralischen Rückwirkungen war. Der treffliche Prinz-Statthalter wurde zurückberufen und drei Männern, als Commissären von nun an die oberste Leitung der brasilischen Angelegenheiten übertragen. Johann Moritz hatte allen Erwartungen seiner Mitbürger bisher auf das rühmlichste entsprochen und nicht nur als Krieger der Republik Tropföden, sondern auch, durch sein kluges, besonnenes und mildes Regiment die Zuneigung der Einwohner sich erworben. Bei jeder neuen Vergleichung mit früheren, portugiesisch-spanischen Statthaltern hatte er nur gewinnen können. Waren ihm gleich mannichfache Versehen während seiner Amtsführung vorzuwerfen, so kamen sie dennoch in keinen Betracht zu dem reichen Schatz von Talenten und Tugenden, die er entwickelt. Die Generalstaaten jedoch und die Compagnie fürchteten ehrgeizige Pläne in dem

Prinzen, und der Argwohn trug sich bereits mit einem neu zu errichtenden Reiche herum, an dessen Spitze die Familie Nassau oder jenes Mitglied wenigstens sich zu stellen gedenke.

Nachdem der Prinz zuvor noch alles gethan, was in seinen Kräften stand, um das Regiment über die Colonie so festzigt, als möglich, zu hinterlassen, gehorchte er der höhern Bürgerpflicht und übergab den Befehlshab an Hamel, Was und Wallerstraten, als das von der Republik eingesetzte Triumvirat (1643).

Die drei Männer besaßen weder seinen Scharfblick in die Verhältnisse, noch sein Talent, noch seine großartige Gesinnung. Geistige Beschränktheit führte bald wieder zur religiösen Unzulänglichkeit, was Oranien so stets vermieden hatte, und was bei dem Stand der Dinge doppelt unpolitisch war. Der Fanatismus erregt bei den Bekennern des protestantischen Glaubens einen Unwillen, den niemand fühlen kann, als wer von den achtten Grundsätzen desselben ganz durchglüht ist. Der Protestantismus, dessen Hauptelement philosophische Prüfung seyn soll, zerfällt in nichts, sobald er eigene Götzen aufstellt und den Wahn derjenigen nachahmt, von denen er doch, um des Geistes willen in der Christuslehre, sich getrennt zu haben behauptet. Die in seinem Schoose gleich zu Anfang seines Entstehens aufgekommne Unzulänglichkeit wider einzelne Fraktionen der neuen Kirche, wie wider den gemeinsamen Gegner, ist eines der Haupthindernisse gewesen, welches den allgemeinen Sieg, Reformation über die Geister vereitelt, und dem in die leichten Verschanzungen zurückge-

worseren Feinde neue beträchtliche Verstärkungen zugeführt hat *).

Die Unbesonnenheit der neuen Statthalter, welche in politischer, wie in religiöser Hinsicht sich kund gab, erzeugte in den portugiesischen Einwohnern des holländischen Brasiliens einen Geist des Misvergnügens, welcher bald dem Gedanken einer Empörung freien Raum ließ. Der der Krone gebliebene aber hatte die Hoffnung der Wiedereroberung des Uebrigen ohnehin niemals aufgegeben. Verbindungen wurden durch alle Theile des holländischen Gebietes angeknüpft. Ein besonnener und patriotischer Krieger, Fernandes Vieira, durch Reichthümer und Freundschaften mächtig, stellte sich an die Spitze der Bewegung. Die Wiedereroberung von Maranham durch die dortigen Pflanzer hatte den Verschworenen neue Zuversicht und Ermuthigung verliehen.

Aber im nämlichen Augenblicke, wo Jener die Hauptstadt des holländischen Brasiliens durch einen kühnen Streich in seine Gewalt zu bringen gedachte, wurde das Unternehmen durch Verräthersücke vereitelt. Von jetzt an war alle Hoffnung nur auf offenen Kampf gestellt (1645).

Vieira entwickelte einen unerschütterlichen Muth und eine helvenmuthige Beharrlichkeit. Er hatte mit dem Feinde, mit der Apathie der Pflanzer, dem Neide der Altportugiesen, den Intrigen des Cabinets zu ringen. Die holländische Regenschaft, des neuen Geistes staunend, welchen Vieira den Seinigen zu geben bemüht war und

*) Verfasser dieser Geschichte ist Katholik, aber in der ursprünglichen Bedeutung des Namens.

für ihre Besitzungen zitternd, begehrte von der Compagnie Verstärkungen und Hülsegelder. Aber sie traten viel zu langsam ein, um wesentliche Erfolge zu verbürgen. Anderseits nahm der portugiesische Vicekönig den günstigen Augenblick wahr, welcher allen Erwartungen entgegen, sich plötzlich eingestellt. Eine Abtheilung Truppen stieß zu den Kriegshäuschen Vieira's und man beschloß die bereits erworbenen Vortheile auf alle Weise weiter zu verfolgen.

Der Obrist Vidal erhielt über den abgesendeten Zugang den Befehl. Die ersten Unternehmungen fielen glänzend aus. Die moralische Kraft kam den Verzagten immer mehr und mehr zurück, und auch dagegen bei den Holländern. Eine niedrige Krämerseele unter den letztern verkaufte sogar das wichtige Fort Nazareth an die Portugiesen, für eine Summe von 18,000 Thalern. Damit fielen auch die frisch angekommenen Verstärkungen den Siegern in die Hände.

Nach diesem Schlage fielen auch, hintereinander, Porto-Calvo, die Mündung von Rio-San Francisco und andere bedeutende Punkte mehr an die alten Herren zurück. Erstens nahm Cristobal Cavalcante, letztern Valentim Roccia. Das Glück fuhr fort, die Begeisterung Vieira's allenthalben zu krönen. Er führte den Krieg mit eben so viel Besonnenheit und Gewandtheit, als Muth und Ausdauer; er trug ihn bald in die Besitzungen der Feinde selbst hinein. Er wagte es förmlichen Befehlen des Hofs zu Einstellung der Feindseligkeiten mit der Erklärung entgegen zu handeln, daß sein Souverän ihm einen Ungehorsam verzeihen werde, der

ihm den kostbarsten Diamant seiner Krone zurück verschaffte.

Die Ankunft des berühmten Sigismund mit neuen Verstärkungen und eine Veränderung im Personale der Regentschaft konnten allein die schnellen Fortschritte Vieira's wieder eine Zeitlang heimaten. Die Generalstaaten und die Compagnie entschlossen sich zu außerordentlichen Anstrengungen. Dieser Entschluß erhob mit einem Male auch die Thätigkeit des neuen Königes von Portugal, dessen Geist kaum dem so eben vollendeten eigenen Werke gewachsen schien. Er sandte den Francisco Barreto de Menezes, einen durch kriegerische Eigenschaften ausgezeichneten Edlen, als künftigen Statthalter und Oberfeldherrn der Colonie. Es war dieser zum Glück für dieselbe ein dem Vieira ebenbürtiger Charakter. Ohne Empfindlichkeit legte Lechterer den so ruhmvoll geführten Befehlstab in die Hände seines Nachfolgers; neidlos ehrte Barreto Menezes hinwiederum die Verdienste des Vorgängers und bemühte seine Talente zu dem gemeinsamen Vortheil des Königes. Ihre Eintracht war es größtentheils, welche die nunmehrigen glücklichen Erfolge herbeigeführt.

Die Schlacht bei Guararapi, in der Nähe von Pernambuco geliefert, war die erste und wichtigste Waffenthat. Die Holländer erlitten, nach läwenmuthiger Gegenwehr, eine vollständige Niederlage und Sigmund empfing gefährliche Wunden (1648). Als er wiederum im Stande war, in das Feld zu rücken, nahm er Olinda und verwüstete Recconcave (1650).

Der Vicekönig, durch anfängliches Glück sorgloser geworden, erhob sich zu neuer Thatkraft

nach diesen Unfällen. Besonders schmerzlich fiel auch den Portugiesen der Tod Camerans, des vieljährigen und vielgetreuen Anführers der Ein gebornen. Man hatte aber dafür den Trost, bei den Pflanzern und Kaufleuten eine täglich männ lichere Gesinnung und kriegerischer Geist sich offenbaren zu sehen. Die nunmehrigen Kämpfe bieten übrigens wenig Erhebliches und Interessantes dar; sie tragen meist das Gepräge eines wechselseitigen Parteidangerkrieges. Die Portugiesen, wie die Holländer sahen sich von den Mutterstaaten fast ausschließlich auf ihre eigene Kraft verwiesen. Die Holländer hielten sich längere Zeit in Recif eingeschlossen; alle Anstrengungen Sigismunds scheiterten an der Beharrlichkeit der Belagerer (1653). Dennoch blieb den Truppen der Compagnie darin noch ein großer Vortheil, daß ihre Flotte das brasilische Meer für und für beherrschte, während die Portugiesen zur See durchaus sich nicht zu zeigen wagten. Recif war der Schlüssel dieses Besitzes: von diesem Punkte hing das Schicksal der Gesamt Colonie ab. Sigmund, der dies fühlte, bot alle Künste seines erfindungsreichen Genies auf, um seinem Vaterlande die Frucht langer und kostbarer Anstrengungen zu retten. Aber es ward ein anderes entschieden.

Im siebenten Jahre, seit der Kampf in Pernambuco sich entsponnen hatte, traf die Eskadre Pedro-Jaime-de-Magagliones, dazu bestimmt, die Handelsschiffe der Portugiesen bis nach Europa zu geleiten, in den Gewässern von Brasilien ein. Man forderte den Admiral derselben auf, die Truppen des Königs in einem entscheidenden Schlage wider Recif, von der See

sette her zu unterstützen. Eine Zeitlang wisch Magagliones aus; endlich erklärte er, dem Gutachten seines Generalstabes folgen zu wollen. Derselbe war für das Unternehmen: der Nationalstolz siegte in tapfern Kriegs- und Seeleuten über alle andern Bedenklichkeiten.

Dem edlen Vieira ward von Baretto, in sicherem Gefühl des Kommanden, die Ehre des ersten Angriffs vergönnt. Der den langen Krieg zuerst begonnen, schien der sicherste Bürge für die nunmehrige Beendigung desselben.

Der Erfolg entsprach Baretto's Hoffnungen. Während dieser alle Anstrengungen wider das eine Hauptfort richtete, erstürmte Vieira das andere. Trotz eines mörderischen Feuers von Seite der Belagerten drangen die Portugiesen rastlos vorwärts, und Minen, welche ein talentvoller französischer Ingenieur an mehrern wichtigen Punkten zu graben wußte, vereitelten der holländischen Batterien furchtbaren Widerstand. Nunmehr fliehen auch die Hülfsstruppen der Eingebornen, welche bis zu diesem Tage mit den Holländern gemeinsame Sache gemacht, und schwimmen, schreckergiffen, über den Fluss. Die Minen drohen Tod und Zerstörung. Capitulationsversuche folgen. Die Portugiesen stürmen während dessen ein drittes Fort und sie stehen bereits unter den Mauern der Stadt. Noch entschließt sich der tapfere Sigismund zum verzweiflungsvollsten Widerstand, aber das Volk wird schwierig und beharrt einen Vertrag. Der holländische Oberfeldherr weicht der bittern Notwendigkeit. Der Hass, die Stadt und die Forts werden übergeben; mit allen kriegerischen Ehren zieht die Besatzung

aus; aber alle von den Niederländern noch besessenen Landschaften müssen an die Portugiesen übergeben werden. Der 27ste Januar 1655 gab dem Könige von Portugal die Colonie Brasilien wieder.

D. João IV., welcher die tapfern Vertheidiger seiner Rechte in diesem Lande ohne Unterstützung gelassen, ehrte nunmehr, des unverhofften Gewinnes hochfrohlockend, zum mindesten die Verdienste der Sieger. Das Mutterland pries Vieira, durch den das Größte geschehen war, in Gesang und Rede, wie einen Helden der alten Zeit.

Brasilien selbst hatte durch den Einbruch und die Herrschaft der Holländer im Ganzen mehr gewonnen, als verloren. Der Eifer für Industrie, Handel und Cultur war, mehr als zuvor, geweckt worden und manche Spuren geistiger Wirksamkeit, besonders von Seite des statthalterischen Hauses Nassau, waren noch lange sichtbar.

Vierzehntes Kapitel.

Entdeckungen im Innern des Landes Brasilien. — Die Paulisten. — Buenno.

Von den Scenen des Kampfes und der Zerstörung wenden wir uns zu den friedlicheren der Entdeckungen im Innern des Landes und zu den noch gräuelvollern Scenen fanatisch-commerzieller

Eyrannei auf mehr als einem Punkte der Colonie. Ueberall, wo wir hinblicken, hat der Fuß des Europäers blutige Spuren seines unversöhnlichen Mordgeistes hinterlassen, und nur mühsam hat die Hand der Kultur in späterer Zeit diese Spuren verwischt.

Auf der äußersten Südspitze von Brasilien gedieh die Bevölkerung ziemlich rasch. Aus den Verbindungen, welche die ersten europäischen Ansiedler mit Frauen und Töchtern der Eingebornen schlossen, entsproßte eine eigenthümliche gesunde und kräftige Menschenrasse. Sie führten abwechselnd die Namen „Mammelucken“ und „Paulisten“.

Diesen Theil der Bewohner Brasiliens besaßt von Anfang an ein besonderer Trieb nach Entdeckungen. Sie zeigten einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Verachtung aller Gefahr. Unempfindlich gegen die physischen Uebel, von der Ausbeute der Jagd und wilden Kräutern lebend, führten sie ein wahres Nomadenleben, und der einzige Fortschritt, welchen sie in der Civilisation wiederum gemacht, war ein industrieller, scheußlicher, nämlich der Handel mit Eingebornen, die sie eingefangen hatten. Das schändliche System, wodurch ihre Brüder in andern Theilen des Landes sich befleckt, entwickelte sich auch hier in voller Blüthe. Die Jesuiten haben das Verdienst, die ersten Schritte im Interesse der Humanität gethan zu haben. Aber diese Schritte selbst, da sie mit weniger Klugheit geschahen, fielen dem Mutterlande zum Nachtheil, den Eingebornen zu großem Verderben aus. Die Paulisten, welche man, einiger abweichenden Ge-

bräuche willen, der Keherei beschuldigte, erklärten sich unabhängig und bildeten eine Art Republik. Mit gesteigerter Wuth verfolgten sie die armen Eingebornen, welche durch unbekannte Beschützer nur desto mehr blosgestellt waren.

Die Paulisten befiel, gleich den übrigen Europäern, plötzlich nun das Goldfieber. Sie wagten von Zeit zu Zeit kleine Züge nach der peruanischen Gränze, wo sie den geliebten Gegenstand am ergiebigsten vermuteten. Die große Entfernung der Landschaft Mato-Graffo jedoch und die unaufhörlichen Kämpfe mit den Eingebornen waren hierin sehr hinderlich. Wichtige Minen waren bereits von früheren Reisenden angezeigt, aber noch immer nicht untersucht worden. Selbst die Schäfe von Paragua, in deren Besitz die Paulisten sich befanden, lagen noch immer im geheimnisvollen Schrein der Erde verschlossen. Nach und nach bildeten sich nun die sogenannten „Bandeira's“, kleine Caravanenzüge zu Entdeckung und Untersuchung von Minen; an ihrer Spitze standen die „Certanista's“, trockige, muthvolle, verschlagene Häuptlinge, welche für Ruhm und Beute alles auf das Spiel setzten und kein Unrecht zu groß fanden, wenn es nur zum gewünschten Ziele führte. Noch lebt der Name des berühmten Bartolomeu Bueno im Munde der Portugiesen. Er war es, welcher die reichen Gruben der Statthalter Gonaz. gerade in der Gegend der heutigen Hauptstadt zuerst entdeckt hatte (1670).

Leider befanden sich diese Gegenden viel zu weit von dem Hauptorte der Paulisten entfernt,

als daß gleich Anfangs alle die Vortheile gewonnen worden wären, welche man sich zu versprechen berechtigt war. Erst Antonio Rodriguez gelang es, in Verbindung mit zwei Abenteuerern der Paulisten-Colonie (Manoel Gartão und Salvador Fernandes) die Reichtümer von Minas-Geraes aufzufinden. Es fand das Gold sich mitten im Sand, auf der Oberfläche der Berge. Wäre es in damaligen Zeiten möglich gewesen, ein Geheimniß dieser Art zu verschweigen, so würde die neue portugiesische Regierung ungeheure Summen gewonnen haben. Allein die Sache wurde zu sehr Eigenthum von vielen und lockte allzuheftig die Neugierde und Habsucht, als daß ausschließlicher, dauerhafter und vollständiger Besitz ihr hätte werden können. Es erging nach und nach Portugal, wie Spanien; die Reichtümer der neuen Welt hassen die alte arm machen.

F u n f z e h n t e s K a p i t e l .

D e r N e g e r s t a a t P a l m a r e s u n d d e s s e n S c h i e f a l .

Während die meisten Bündnisse und Unternehmungen der Neger in Amerika für Wiedergewinnung ihrer Freiheit durch den Mangel an Kultur, an innerm Zusammenhang und durch die Überlegenheit des europäischen Genie's zu Grunde

gingen, gelang es dennoch schon im sechzehnten Jahrhundert zwei Abtheilungen Neger, welche der Sklaverei entronnen waren, in der Statthalter-schaft Pernambuco, ohnweit Porto = Calvo, sich fest zu begründen und das Bild eines geordneten Zustandes der Dinge darzustellen. Leider erhielt sich aber auch von diesen Niederlassungen nur die eine; die andere ward, nach mehrmaligen heftigen Angriffen von Seite der Holländer, welche von der Nähe und dem Beispiel solcher schwarzen Republiken Gefahr für ihre Besitzungen fürchteten, ohngefähr hundert Jahre später, beinahe gänzlich zerstört.

Das Beispiel der erstern hatte jedoch Nachahmung erweckt. Eine Bande Neger wußte um das Jahr 1650 seine Fesseln zu zerbrechen, mit Schießgewehren sich zu versehen und in den Ruinen der Colonie ihrer Vorfahren sich anzusiedeln. Bald folgte eine große Zahl von Schwarzen und selbst von Farbigen ihnen nach. Man baute eine Art Stadt, welche, da von den Pflanzungen ihrer ehemaligen Herren ein ziemlich großer Zwischenraum sie trennte, Halt und Sicherheit genugsam darbot. Da dem neuen Gemeinwesen Weiber fehlten, um sich fortzupflanzen, so ahmten seine Bewohner das von den Römern gegen die Sabiner gegebene Beispiel ziemlich vollständig nach; sie raubten die Frauen beinahe aller Farbigen in der Runde. Bald vergrößerte sich der Schreck ihres Namens. Sie fügten ihre Räubereien ungestraft in dem Gebiete der Brasilo-Portugiesen fort und diese mußten die Sicherheit ihrer Besitzungen mit jährlichen Geschenken erkau-fen. Ja sie gingen noch weiter, genötigt durch

die damaligen, so kritischen Umstände. Sie schlossen mit dem schwarzfarbigen Räuberstaate eine förmliche Allianz, und verhandelten Flinten und Schießbedarf an sie. Bald nahm die Colonie, als ihr Daseyn gegen Außen geschirmt schien, gegen Außen einen anständigern Charakter an. Mit der steigenden Bevölkerung der kleinen Nation mehrte sich das Bedürfniß einiger Civilisation. Sie fingen an Ackerbau zu treiben, und dieser sänftigte ihre Sitten. Die Bewohner nahmen von der Hauptstadt den Namen „Palmareianer“ an. Sie gaben sich selbst eine Art Verfassung, und übertrugen durch freie Wahl einem der verdienstvollern Häuptlinge, Zombi genannt, die oberste Leitung ihrer Angelegenheiten. Sein Nachfolger ward aus der Reihe der erfahrensten und tapfersten Gefährten genommen. Auch Magistrate wurden gewählt und Gesetze aufgestellt. Ihre Religion schien eine Art Christenthum, gemischt mit den alten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der verschiedenen Stämme, aus denen die Nation zusammen floß, gewesen zu seyn.

Der Ackerbau machte täglich größere Fortschritte in Palmare. Große Landstrecken, welche längere Zeit öde gestanden hatten, sah man nach und nach urbar gemacht und ein Dorf nach dem andern in Wüsteneien erstehen. Man befestigte die Hauptstadt bestmöglichst, nämlich mit ungeheuern, dicken Holzpfählen, welche in den Wäldern gefällt worden waren. Die Häuser waren nicht regelmäßig aneinander gereiht und durch Straßen verbunden, sondern jede Wohnung stand einzeln, wie noch heut zu Tage in vielen Fle-

ten der alten Gantone Helvetiens, umgeben von dem Gute des Besitzers, umflossen von verschiedenen Bâchen, welche sowohl für die Gewerbe des Eigenthümers, als für die persönlichen Bedürfnisse desselben das Wasser darreichten.

Es war zu vermuthen, daß der despotische Geist europäischer Aristokraten und Kaufleute den Flor einer solchen Râce, der man noch immer nicht die allgemeinen Rechte der Menschheit zugestanden hatte, mit Neid und Unmuth ansah. Im dreißigsten Jahre somit, seit der neue Negerstaat bestanden hatte (1696), entschloß sich die portugiesische Regierung, geschreckt durch das ungewöhnliche Wachsthum desselben — bereits zählte er über zwanzigtausend Seelen — zu dessen Untergang.

Der General Don Juan de Lancastro war der Generalcapitän, welcher die schimpflische Ehre genießt, ein Volk von frohen und glücklichen Menschen, welches der Freiheit durch Muth und Fleiß sich würdig erzeugte, im Einverständniß mit Bahia's Statthalter, D. Gaetano Mello, vernichtet zu haben. Ihre beiden Namen stehen im Judasfluch der bessern Menschheit.

Die erste Truppen-Abtheilung, welche gegen Palmareàs entsendet wurde, bestand aus 7000 Mann, jedoch ohne Artillerie versehen zu seyn. Man hielt den Sieg über die Schwarzen allzu leicht. Allein man betrog sich das erstemal. Die Brasilo = Portugiesen wurden auf offenem Felde, wo persönliche Tapferkeit sich zeigen konnte, vollständig geschlagen. Auch die ersten Angriffe auf die allzuverachteten Befestigungen der Stadt

miflangen. Die Europäer ermannten sich jedoch bald wieder und vertrauten ihrer erprobten Kunst, systematisch die Tapferkeit zu ermüden und die Tugenden der Vaterlandsliebe unnütz zu machen. Sie blockirten die Stadt und brachten sie in äußerste Hungersnoth. Darauf, als die Belagungswerze und das grobe Geschütz in hinzilicher Anzahl eingetroffen, beschossen sie dieselbe mit Macht.

So wacker auch die Palmareseier für ihre Person sich hielten, so vermochte ihr in Kindheit noch besangener Verstand doch nicht, den vereinigten Listen und Schrecken der Feinde zu widerstehen. Der Hunger, welcher die Leiber, das Feuer, welches die Häuser reihenweis niemandhete, brachen endlich alle Kraft des Widerstandes. Der oberste Anführer, in der bittern Wahl zwischen Tod und Knechtschaft, wählte den erstern. Er stürzte sich von einem Felsen der Stadt herunter. Seine Gefährten folgten diesem Beispiel. Der Sieger habösichtige und gemeine Wuth erreichte nur noch die Weiber und Wehrlosen. Sie wurden für den Dienst der Colonisten als Sclaven verkauft. Neben vielen Ministern, Generalen und Kriegsknechten Europa's in dieser Zeit, stehen Zombi und die Neger von Palmareis in hoher Glorie da. Es war der erste Beweis geführt, der hernach auf Hayti sich wiederholt hat, daß das Großartige von jeder Menschenrage ausgehen kann, und die weiße Farbe kein ausschließlicher Erkennungs-Teint für Günstlinge der Civilisation ist. Die Ruinen von Palmareis sind ein ewiges Denkmal der Schmach für das Brasilien dieser Zeit, und zeugen von

der tiefen Ohnmacht und Geistesstufe derjenigen, welche damals den Namen europäischer Bildung entzweiten.

Geschichte des Kapitels.

Erste Entdeckungen im Innern von Brasilien. — Bueno der Sohn. — D. Antônio d'Albuquerque.

Die Unternehmungen der Paulisten wurden von immer größerem Erfolge gesegnet. Die Bevölkerung mehrte sich mit jedem Jahre durch den starken Zuwachs aus Europa. Die Erbauung eines neuen Fleckens wurde nothwendig; er erhielt den Namen Villa-Ricca. Bald aber wurden die Bewohner desselben in dem Genuss erworbener Reichtümer gestört, als auch von Rio-Santos Minengräber gesendet wurden und Zwietracht unter die beiden Parteien kam. Auf demselben Boden, wo die alten Eingebornen des Landes einst vom Fanatismus christlicher Ansässlinge geschlachtet worden waren, würgten sich nun die Söhne der Mörder haufenweise um elende Goldbarren.

Die Paulisten zogen bei diesem Streite den Kürzern: sie appellirten an D. Pedro, den Regenten von Portugal, welcher durch einen Staatsstreich, gleich dem des Dom Miguel in neuester Zeit seinem Bruder D. Alfonso Krone und Gattin geraubt hatte. Die Entscheidung

des Usurpators, welcher für den Hof den größten Gewinn aus diesen Streitigkeiten zu ziehen eilte, lautete für beide Theile im Sinne jener bekannten Fabel Aesops. Ein talentvoller Mann wurde an die Spitze der Verwaltung der Provinz Minas gesetzt. Mit Mühe gelang es D. Antonio D'Albuquerque, unter wuth- und rachschnaubenden Parteien den Frieden herzustellen. Er verordnete die Abgabe des Fünftels von allem zu gewinnenden Golde in den königlichen Schatz. Noch mehrere andere Ordinanzen, erlassen in Bezug auf die Bergwerke, folgten. Albuquerque zeigte Erfahrung, Takt und Ordnungsliebe in seiner Verwaltung. Er schien bei derselben nach einem Systeme zu handeln (1711).

Die Kühnheit des jüngern Buенно vollendete, in Bezug auf die Entdeckungen, was sein Vater begonnen. Der Orte, die er mit diesem in seiner Jugend durchirrt, dunkel sich erinnernd, drang er, an der Spitze eines Zuges, durch Wüsten und unwirthbare Gegenden, nicht ohne die größten Gefahren zu bestehen. Verschiedene Entdeckungen waren schon gemacht und die Muthlosigkeit der Gefahren Buенно's schien mit dem Gewonnenen zufrieden gestellt. Allein der Anführer blieb unerschütterlich auf seinem Vorhaben, das Ziel weiter hinauszusetzen.

Nach drei Jahren endlich der Mühsale und der Anstrengungen, machte Buенно die Erfahrung, daß er gerade in einer dem Lande der Goyas entgegengesetzten Richtung vorgedrungen sey. Bei seiner Rückkehr nach St. Paul erhielt er zur Belohnung für seine Verdienste, den Auftrag zu einer neuen Entdeckungsreise. Auf dieser

entdeckte er zuletz das Ziel funfzigjähriger Sehnsucht. Er brachte seinen Gefährten eine Menge Goldes mit, und erhielt den Titel eines Capitán Moor der neuen Entdeckungen. Bald kehrte er zu ihnen zurück.

Die Eingebornen setzten ihm jetzt Schwierigkeiten entgegen, und manchfache Kämpfe fanden statt. Endlich verglich er sich mit ihnen und schloß einen Freundschaftsvertrag. Derselbe gewährte ihm den Vortheil genauerer Kenntniß der reichsten Goldminen. Die neue Niederlassung gedieh in kurzer Zeit auf das Schnellste; leider aber vernachlässigte man über den Goldbergwerken die noch reichere Goldgrube jedes Staates, den Ackerbau. Dieses System hatte für die Civilisation der Statthalterschaft Goyas, des eigentlichen Mittelpunktes von Brasilien, wesentliche Vortheile. Eine Menge von alten Vorurtheilen blieb zurück, und die Provinz ist noch jetzt an intellectueller und politischer Cultur weit unter den übrigen. Auch hinsichtlich der Bevölkerung hat sie keineswegs zugenommen; nur die reichen Naturschäfe, die sie fortwährend in sich verschließt, sichern für die Zukunft erfreulichere Blüte und Fortschritte.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Zug von Duguay-Trouin. Eroberung Rio-Janeiro's durch die Franzosen.

Um eben diese Zeit (1711) änderte sich in dem Cabinete von Lisboa die Richtung der auswärtigen Politik. Die freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich wurden aufgegeben, und das Bündniß mit England, dem Nebenbuhler von Frankreichs Macht, geschlossen. Es wurde für Portugal verhängnisvoll.

In Folge dieser neuen Wendung der Dinge, welche den wichtigen Handel dieses Landes unter den Schutz, d. h. in die Hände der Briten, gab, beschloß der Versailler Hof feindliche Ueberziehung der Colonien Portugals; der erste Versuch, welchen Capitán Duclerc auf die Hauptstadt Rio-Janeiro gewagt, lief unglücklich ab; der Anführer wurde, gegen alles Völkerrecht, nach abgegebenen Waffen getötet; die Mannschaft, mit Mühe dem Grimm der Brasillo-Portugiesen entzogen, schmachtete in langer Gefangenschaft. Die begangenen Grausamkeiten hatten die Absicht zum Grunde, die Wiederholung der früheren Einbrüche fremder Staaten in das Gebiet der Colonia, durch abschreckende Beispiele für immer zu vereiteln.

Allein dieses System des Oberstatthalters, Dom Francisco de Castro, fand schnelle Züchtigung durch ähnliche Rache, welche die Landsleute der Mißhandelten an dem Feinde nahmen. Einer der ausgezeichnetsten Hauptleute der französischen Marine, Duguay-Trouin beschloß, die Verstärkungen der französischen Regierung nicht erst lange abzuwarten. Mit den nöthigen Geldern von einer Gesellschaft ausgerüstet und über eine kleine Zahl Truppen nur verfügend, durchbrach er kühn den Zwischenraum, der von Mittel-Amerika ihn trennte. Er erschien mit nicht mehr als funfzehn Schiffen im Hafen der brasilischen Hauptstadt, nach Besiegung einer Reihe der größten Schwierigkeiten. Er brachte das Feuer des Fortes, welches den Eingang in die Bucht vertheidigte, alsbald zum Schweigen; er bemächtigte sich eben so schnell der Ilha das Gobras und pflanzte die französische Fahne auf.

Bald überzeugte sich Duguay-Trouin von der Schwierigkeit einer Belagerung Rio-Janeiro's selbst. Alle Maßregeln der Vertheidigung waren auf's Tresslichste geordnet. Aber sie erschütterten ihn in seinem Vorhaben keineswegs. Er schwerte das Gestade durch das Feuer der viel größern Schiffe, brachte eine Landung zuwege und stellte sich an die Spitze seines kleinen Heeres. Während er selbst den Befehl über das Centrum hielt, übernahmen der Ritter von Goyon die Anführung des Vortrabs, der von Courserac aber diejenige der Nachhut. Die Tapfern stürmten unwiderstehlich gegen die vortheilhaftesten Posten an und nahmen sie. Die Operationen aller drei Abtheilungen griffen auf das Glücklichste ineinan-

der. Dennoch drohte der französischen Tapferkeit der Verrath eines ihrer eigenen Landsleute, trotz der errungenen Vortheile, Miszlingen. Ein gewisser Obrister Dubocage erkundigte sich bei Gefangenen, von Duguay-Trouins Heer, welche durch die Portugiesen gemacht worden waren, nach der Zahl, der Lage und allen Verhältnissen des französischen Heeres und seiner Stellung. Er erhielt sehr wichtige Aufschlüsse, und gedachte sie bereits zum Verderben seiner Landsleute zu benutzen. Aber die Tapferkeit siegte auch diesmal über alle Berechnung, und entging der mit vieler Kunst gelegten Schlinge.

Duguay-Trouin erhielt die Ueberzeugung, daß von den Batterien der Insel Cobras die Stadt völlig bestrichen und in Trümmer geschossen werden könne. Er gedachte der unversöhnnten Manen Duclercs; er gedachte aber auch des Jammers der Bewohner, und des Urtheils der Nachwelt. Dennoch beschloß er Gerechtigkeit und Rache, Nothwendigkeit und Humanität bestmöglichst mit einander zu versöhnen. Er schrieb einen Brief an den Statthalter, schilderte lebhafte Duclercs Ermordung und seiner Gefährten Mißhandlung. Hinsicht begehrte er Auslieferung der Täter, völlige Genugthuung, Losgabe der Gefangenen und Bezahlung der Kosten dieses Zuges. Im Weigerungsfalle drohte er der Stadt und ihren Vertheidigern das Ueberste.

Der Gouverneur antwortete kalt und stolz, schlug die Bedingungen ab und erklärte, daß er auf seinem Posten zu sterben wissen werde. Der Franzose rüstete sich darauf zu energischen Maßregeln. „Das Feuer der französischen Batterie

rien" — Herr Launay möge für uns reden — „fahr ununterbrochen fort zu wüthen und beschädigte die Befestigungen der Benediktiner außerordentlich. Der Sturm wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt. Man benützte die Finsterniß der Nacht, um einige Schaluppen mit Truppen abzuschicken, welche der fünf, längs der Küste kreuzenden portugiesischen Schiffe sich bemächtigen sollten. Leider erhob sich nun ein furchtbarlicher Sturm und entdeckte ihre Annäherung. Ein mörderisches Musketenfeuer entwickelte sich, ohne jedoch die Franzosen aus der Fassung zu bringen. Als Duguay-Trouin das Feuer der Schiffe auf die Schaluppen sich ausströmen sah, brannte er selbst eine Kanone los und gab dadurch das Zeichen, daß alle Batterien zu gleicher Zeit gegen die Stadt spielen sollten.

Dieser Donner des Geschüzes, noch furchtbarlicher durch den natürlichen Donner und den mächtigen Wiederhall der Bucht, der vereinigte Blitz der Feuerschlünde und der Blitze, — dies alles erfüllte die Bewohner der Stadt mit ungeheurem Schrecken. Himmel, Erde und Hölle schienen wider sie verschworen. In großer Unordnung flohen sie, die besten ihrer Schäfe mit sich schleppend, in das Innere des Landes. Das Kriegsvolk selbst und der Generalstab verließen die Bollwerke. Die Stadt war verlassen; aber der Knall des Donners und der Rauch des Geschüzes hatten Duguay-Trouin die Kenntniß dieser Flucht entzogen."

Die Einnahme der Stadt war somit auf alle Weise erleichtert worden. Nur unter den Forts der Benediktiner, lauerte der Minen tüchtig

sches Feuer. Zum Glück noch kam durch Ueberläufer dem Sieger Kunde hievon, und er konnte sich gegen die höllischen Wirkungen schützen. Bald hörte die Zerstörung auf und die Plünderei begann. Nach einer Weile erst wurde ihr gesteuert (Septbr. 1712).

Nach dem Verluste der Hauptstadt, bereitete D. Francisco de Castro in einiger Entfernung weitern Widerstand. Allein fruchtlos. Das Glück und die Umstände waren wider die Portugiesen. Der Oberstatthalter erkannte die Nothwendigkeit eines Vergleiches. Die Lösing Rio-Janeiro's ward auf 1,525,000 französische Franken festgesetzt, welche binnen funfzehn Tagen erlegt werden mußten. Eben so begehrte man über hundert Kisten Zucker und andere Mundbedürfnisse für das Kriegsvolk. Als die Summe erlegt und das Uebrige herbeigeschafft worden war (Octbr. 1712), erlaubte man auch den Kaufleuten, die Waaren wieder zu lösen, deren die Franzosen sich bemächtigt hatten. Ueber sieben und zwanzig Millionen kostete im Ganzen, nach ziemlich genauer Berechnung, dieser Zug der Kolonie. Reich beladen stach Duguay-Trouin nunmehr wieder in die See, und erfreute sein Vaterland durch die Nachricht von der glänzenden Rache, die er für die Ehre des französischen Mannes genommen. Leider verlor er unterwegs eines der besten seiner Schiffe durch Sturm (Nov. 1712).

Die portugiesische Regierung in Brasilien beschäftigte sich nach dem Abzug der schlimmen Gäste ernstlichst mit Einbringung des erlittenen Schadens. Der Friede von Utrecht versöhnte das

Mutterland und die Colonie mit Frankreich wieder und der Handel nahm einen neuen Schwung. Das brasilische Gebiet wurde in jenem Frieden sogar vergrößert und die ausdrückliche Bestimmung gemacht, daß beide Ufer des Amazonenstromes Portugal zugehören sollten, den Franzosen war hinführer verboten, den Fluß Vicente Pinson zu überschreiten, um Sklaven zu machen (1713).

Während jedoch dem Küstenlande endlich Ruhe geworden, störten die Paulisten, wegen Erbauung der Stadt Sabara, den Frieden im Innern. Durch Bestallung eines Oberhauptes aus ihrer eigenen Mitte, welcher unmittelbar unter dem Oberstatthalter Brasiliens stand, verglich das Gouvernement den Span auf die besonnenste Weise.

Die Paulisten ließen um diese Zeit von ihrem abenteuernden Hange nach und nach ab; sie beschäftigten sich in verschiedenen Niederlassungen mit Industrie und suchten nunmehr die Früchte ihrer Anstrengungen zu genießen. Wohnungen, Kirchen, Dörfer, ja Städte erhoben sich allmählig. Mariana wurde der Mittelpunkt aller Minen und bald auch der Sitz eines Bischofs. Später erhob sich Guanaba, ohnweit des Paraguay, durch Reichthum und Pracht mitten in öden Wüsten herrlich (1715). Der Höhepunkt der Minenkultur muß in dieser Periode gesucht werden.

Trotz dieses Umstandes wurde Brasilien sehr vom Mutterlande vernachlässigt. Es schickte der Colonie nur wenige Manufakturen, als Tausch, für sein Gold. Ja, planmäßig arbeitete egoistische Eifersucht dahin, die europäische Industrie den Brasilianern gleichsam verborgen zu halten.

Die verderblichen Folgen, welche die politische und intellektuelle, wie die mercantilische Kultur schwächten, fielen aber eben so sehr auf die Portugiesen zurück und halfen in neuester Zeit nicht wenig die ewige Trennung befördern.

Um einen Begriff von dem Reichthum dieser Tage sich zu machen, darf man nur in Erinnerung bringen, daß allein die erste von Guyaba ausgeläufene Flottille einen Schatz von 22 Millionen Pfund Goldes brachte. Zwar wurde dieselbe auf dem Paraguay von einer wilden Völkerschaft aufgefangen; aber ein großer Theil kam, da diese letztere zum Ankauf mancher Bedürfnisse sich genöthigt sah, mehr oder weniger in die Hände der Europäer wieder (1730). Später zog die Krone aus den Minen von Mato Grasso über 25 Millionen Pfund Gold. Und dennoch war solches blos aus sehr ungeschickt und mangelhaft vollzogener Sandwascherei gewonnen worden. Viele reichhaltige Goldsandminen sind noch immer nicht gehörig untersucht oder benutzt. Auch der Bau des einheimischen Zuckerrohrs am St. Lorenzo, durch Antonio d'Almeida zuerst gehörig eingeleitet, erwartet noch sorgsamere Pflege.

Alle die reichen Naturschätze des Landes Brasilien bereicherten nicht den Mutterstaat, welcher auf das unverantwortlichste den Haushalt dort und hier besorgte, sondern blos das gierige England, welches bereits, wie ein riesenhafter Meerpolyphem Portugal sich angesponnen, bis zur neuesten Zeit, wo ihm vergönnt ward, auch die letzten edlen Säfte, durch eine treulose und gemeine Politik ohne Gleichen, vielleicht für immer auszusaugen.

Die Geschichte der dreißiger und vierziger Jahre ist für Brasilien äußerst mager. Die Ereignisse mit den Jesuiten, wegen St. Sagramento wird in der Geschichte von Paraguay erzählt werden.

Unter Pombals Regierung schienen die Sachen der Colonie neuen Schwung nehmen zu wollen. Er verlegte den Sitz der Oberstatthalterei von St. Salvador nach Rio=Janeiro, besonders aus Rücksicht ihrer größern Nähe zu den Minas=Geraes. Sein Bruder wirkte, als Generalgouverneur längere Zeit mit Thätigkeit und Erfolg. Die Austreibung der Jesuiten mag zu den wichtigsten Wohlthaten, in politischer Hinsicht, gerechnet werden, obgleich nicht zu läugnen ist, daß sie, wie wir schon früher einmal erwähnt, in kulturhistorischer Beziehung von großen Verdiensten um Brasilien und Paraguay sind.

Die Civilisirung der Eingebornen und die Verbesserung ihres Zustandes beschäftigten den Kopf jenes großen Mannes sehr. Die Ductakazes, eine der wichtigsten unabhängigen Nationen, wurden für die Europäer gewonnen (1757). Ihrer bediente man sich in dem mörderischen Kampfe, welchen die Brasilo=Portugiesen mit den Boucoudes und ihren Verbündeten um das Jahr 1767 zu bestehen hatten. Damals walten Diego La bo und Sylva im Lande. Die Minas=Geraes wurden furchterlich von den tiefgereizten Stämmen verwüstet, deren Plan auf völlige Ausstreibung der freiheitmörderischen Europäer gegangen war. Die Ductakazes zogen längere Zeit den Kürzern. Diese Einzelkämpfe der Colonialisten mit den Wilden und der Wilden unter sich, die

Raubzüge der Paulisten ins spanische Gebiet, die Jesuitenaffaire und deren Rückwirkungen bilden um diese Zeit die Hauptsumme der Begebenheiten in Brasilien. Der monotone Charakter derselben und das widerliche Gemisch ewig wiederkehrender Mord- und Raubthaten haben für unsere Leser wenig Anziehendes. Wir begnügen uns demnach, die Besitznahme der Provinz Rio Grande durch die Spanier herauszuheben, welche für Portugal, wie für Spanien verhängnisvoll geworden ist. Die Spanier entrissen jene Statthalterschaft ihren Nachbarn wieder und besetzten, zur Wiedervergeltung, St. Katharina.

Als König José gestorben und Pombals Macht gestürzt war, schlossen D. Maria I. und der katholische König Frieden und regelten die Gränzen. Brasilien sollte hinsüro südlich durch den 34. bis 30. Grad, bei der Spitze von Castillos, enden; im Norden aber sich über den Amazonenfluß erstrecken (1777 — 1778).

Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte von Brasilien von jetzt an bis zur Ankunft des königlichen Hauses von Portugal ist die Entdeckung der Diamantengruben, von welchen später, bei Beschreibung des Landes und seiner Merkwürdigkeiten, ausführlicher die Rede seyn wird.

Ende des ersten Bandchens.

Allgemeine
Historische Taschenbibliothek
für
Jedermann.

Fünf und zwanzigster Theil.

B r a s s i e n.
Zweites Bändchen.

Dresden
V. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1 8 2 9.

① Geschichtē
von
B r a s i l i e n.

Bon
Dr. Ernst Münch,
Königl. niederländ. Professor an der Hochschule zu Lüttich.

S zweites und letztes Bändchen.

Bon der Regierung Dom João's VI. bis zum Jahre 1828.

Dresden
P. G. Hilscher'sche Buchhandlung.
1829.

S n h a l t.

Zweite Abtheilung.

Seite

Erstes Kapitel. Die Seiten der Herrschaft Dom João's VI. bis zur portugiesisch-brasili- schen Revolution.	1
Zweites Kapitel. Rückwirkungen der por- tugiesischen Revolution auf Brasilien. — Die Ansänge der brasiliischen Revolution. — Dom João's Rückkehr. — Dom Pedro I. erster Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien.	18
Drittes Kapitel. Die Verhältnisse des Jahres 1823. — Republikanische Umrüste. — Ministerwechsel. — Lord Cochrane. — Er- oberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirksamkeit und Auflösung des National- congresses.	29
Viertes Kapitel. Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825. Neuer Constitutions- entwurf Dom Pedro's und Annahme dessel- ben	

	Seite
ben. — Republikanische Reaktion von Pernambuco und Carvalho's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens.	48
Fünftes Kapitel. Dom João's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Brasiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiserin Maria Leopoldina. Generalversammlungen von 1826 und 1827.	61
Sechstes Kapitel. Der Krieg mit Buenos-Aires. — Dessen Hauptereignisse und Ausgang. — Donna Maria wird der portugiesischen Krone beraubt.	71
<hr/>	
Dritte Abtheilung.	
Statistik von Brasilien und allgemeine Betrachtungen über dasselbe.	80

Zweite Abtheilung.

Von der Flucht der Königsfamilie,
nach Rio-Janeiro bis zur Empörung
des Infant Don Miguel wider
die Königin Donna Maria von
Portugal.

Erstes Kapitel.

Die Zeiten der Herrschaft D. João's VI.
bis zur portugiesisch-brasilischen Re-
volution.

In der Zeit, als die Günstlinge eines gutmütigen und redlichen aber schwachgemutheten und leichtgläubigen Fürsten, Villa verde und Vasconcelos, hinter einander, in ihrer Eigenschaft als Statthalter, das Land Brasilien aussogen und plünderten, hatten am politischen Himmel jene Stürme sich gesammelt, welche die portugiesische Monarchie in ihren Grundfesten auf lange erschüttern und der wichtigen Colonie endlich Selbstständigkeit und bürgerliche Freiheit, mittelst einer Reihe unvorhergesehener Ereignisse, bringen sollten. Durch die Kurzsichtigkeit und Schlaffheit der Gewalthaber wird nicht selten, unerfor schlichen Rathschlüssen gemäß, das vollendet, was die Weisheit der Tugendhaften und die Kraft der Freien nimmermehr zu Stande gebracht haben.

Eine gefährliche Verschwörung, an deren Spize des Königs Dom João VI. eigenes Eheweib, die gleich ehrgeizige als buhlerische Donna Carlotta, Portugals schlimmer Geist von Anfang ihrer Erscheinung an bis zu den neuesten Tagen, stand, hatte den Monarchen wie dessen, von der Gesamtheit mehr gehaßtem, als geachtetem Minister, nicht geringe Gefahr gedroht. Die lange Kette von diplomatischen Meineiden und fürstlichen Verrätherien im Hause Braganza, als deren letzter Ring die meuchelmörderische Usurpation des Prinzen Dom Miguel sich darstellt, hatte übrigens, wie die Geschichte von Portugal auswies, schon früher begonnen. Die Chevolade von Mafra, vor der, nach dem Berichte eines glaubwürdigen Engländers*), — alle honette Leute sich in Acht nahmen, war schon um diese Zeit äußerst thätig gewesen; der Gewaltherz der Franzosen machte durch den beispiellos - unmoralischen Staatsstreich, mittelst welchen Portugal kriegerisch überzogen und auf beliebige Weise unter die Parcisen von Fontainebleau verheilt werden sollte, der Herrschaft, wie den Intrigen des königlichen Geschlechts in Portugal zu gleicher Zeit ein Ende. Die nahen Umstände der merkwürdigen Thronrevolution sind in der Geschichte dieses Landes angegeben und gehörten nicht hieher. Wir kehren zum vertriebenen Hause in seinem neuen Aufenthalte zurück und verfolgen die Spuren seiner Wirksamkeit alda so lange, bis die Verhältnisse abermals von der Colonie nach dem Mut-

*) *Bgl. das Ausland (von Cotta) Jahrg. 1829.*

verlaufen ihn heimriesen, blos nur diesmal über dem Besiege desselben jene erstere für immer zu verlieren. Inzwischen berühren wir vorher noch einmal kurz die der Flucht der Königsfamilie unmittelbar vorausgegangenen Ereignisse.

Als der berüchtigte Vertrag von Fontainebleau geschlossen, als Englands Argwohn gereizt und der Hof zu Lisboa wenigstens zum Theil über die ihm drohende Gefahr belehrt worden war, standen diesem letztern nur zwei Wege offen, entweder den Sturm durch kluge Nachgiebigkeit in die Forderungen des Gegners zu beschwören, oder kräftig zu stehen und so lange als möglich, den Grundsäcken der Ehre getreu das schändlich mißhandelte Königrecht zu vertheidigen und auf den Fall gänzlichen Mislingens zweckdienliche Maßregeln zur Flucht vorzukehren. Beides jedoch unterblieb und der Hof entging nur durch ein Wunder der französischen Gefangenschaft.

Wir verweisen den Leser hinsichtlich der kriegerischen Begebenheiten des J. 1807 ebenfalls auf die Geschichte von Portugal, wo dieselben näher geschildert worden sind. Nur dies werde nachgeholt, daß Lord Strangford, der in späterer Zeit zu Constantinopel, Petersburg und Rio = Janeiro eine so klägliche Rolle zu spielen verdammt wurde, den wankelmüthigen und unentschlossenen Hof zu Absendung des Infantern Dom Pedro de Alcantara, Herzogs von Beira und ältesten Sohnes des Prinz-Regenten nach Brasilien, in der Eigenschaft als Vicekönig, bewirkte. Dom Fernando de Portugal von Valenca, längere Zeit mit dieser Würde bekleidet, sollte ihm als

Rath beigegeben werden. Allein dieser Plan wurde, im Augenblicke der Ausführung, wiederum zurückgenommen. Halbe Maßregeln jeder Art folgten, bis der Moniteur vom 11. November aller Ungewissheit und Zögerung ein Ende mache.

Die Einschiffung der königlichen Familie und ihrer besten Kostbarkeiten, so wie einer großen Anzahl getreuer doch mutloser Portugiesen hatte in den Tagen vom 27. bis 30. desselben Monats statt. Die Eskadre der Flüchtigen, durch widerwärtige Winde zurückgehalten, befand sich noch im Angesichte von Lissabon, als Marshall Junot, an der Spitze der französischen Heermassen bereits in die Hauptstadt einrückte. Wenig hatte es gefehlt, so wäre das Königshaus mit allen seinen Reichthümern und Diamanten, über eine Million rheinischer Gulden im Werthe, auch jetzt noch den Siegern in die Hände gefallen. Das stumm und willenlos in die Ereignisse sich fügende Volk sah mit Widerwillen das Verschwinden dieser Schäze, die nunmehr der Colonie zufallen sollten, und es rächte sich durch Schimpfreden und Steinwürfe an dem Minister Araujo, dessen ansmaßender Untüchtigkeit es das Unheil größtentheils zuschrieb. Es gelang demselben erst in der Nacht, sich ebenfalls nach Brasilien einzuschiffen. Nur wenige Edle zählte man unter den Portugiesen, welche dem Hofe nach Amerika gefolgt, darunter: Cadaval, Alegrete, Anjeja, Bellas, Lavradio, Pombal, Torres, Novas, Vagos, St. Miguel, Lumiares, Belmonte, Caparica, Cavalleiros, Pombeiro, Bedondo, Anadia, Araujo, Portugal, Almeida und Souza. Die Ge-

nerale Forbes und Mapion und der Professor Picanco gehörten zu den übrigen ausgezeichneten Personen.

Die am 30. November abgesegelte Flotte war auf das schlechteste bemannet und kaum zur Noth mit den gewöhnlichsten Bedürfnissen versehen. Die verkehrten Maßregeln der Ausrüstung ließen das Schlimmste befürchten und ein heftiger Sturm vermehrte noch, wenige Tage nach der Abreise von Lissabon, die Gefahr. Endlich trat günstigeres Wetter ein, und man erreichte Bahia ohne fernere Unfälle (Jänner 1808).

Das Volk daselbst empfing die erlauchten Flüchtlinge mit allgemeinem Jubel. Zwei Monate von ihrer Ausschiffung an, verstrichen in der Stadt so angenehm, als unter den damals waltenden Umständen Freudenbezeugungen Eingang finden konnten. Im dritten Monate segelte der Hof weiter gen Rio - Janeiro. Hier wurde der Sitz der neuen Regierung aufgeschlagen. Der Regent und die königliche Familie fanden auch hier die Brasilier jubelnd über eine Wendung der Dinge, welche dem Mutterlande Elend und Erniedrigung, ihnen selbst aber Bedeutsamkeit und Glor brachte.

Ein Theil der englischen Eskadre, welche die portugiesische Flottille begleitet hatte, war von Bahia mit nach Rio - Janeiro gefolgt. Die Einwohner Bahia's hatten vergeblich Schritte dafür gethan, daß der künftige Beherrschter seinen Sitz bei ihnen auffchlagen möchte; die Lage der andern Stadt bedingte nothwendigerweise ihre Wahl.

Der Hof ergriff nun eine Menge von Maßregeln, die für Brasilien von höchster Bedeutsamkeit wurden. Vom 28. Jänner 1808 an er-

schlossen sich die Häfen des neuen Reiches allen befreundeten Nationen, und gegen eine Abgabe von 24 Prozent durften alle fremden Waaren eingeführt werden. Die Engländer überschwemmten das Land alsbald mit ihren Erzeugnissen, knüpften nach allen Seiten Verbindungen an und gründeten Gesellschaften und Niederlassungen.

Am 12. Oktober schuf der Prinz=Regent eine Bank, welche anfänglich große Hoffnungen gab, nachmals aber, wegen gewaltsamem Verfahrens der Regierung und übler Wirthschaft der Direction, zu einer Quelle von Unglück und zur Berstdrotheit des Credits wurde. Die Einführung von Papiergeld, jener machiavellistischen Methode, die Leute planmäßig um ihr Geld und um ihren Glauben an Treue und Rechtschaffenheit in der Welt zu bringen, war eine der nächsten Folgen davon.

Eine andere wichtige Verordnung folgte am 25. des Wintermonats. Allen Fremden, welche in Brasilien sich niederlassen und Ackerbau treiben würden, verhieß man unentgeltlich Landstrecken. Aber es war dieselbe nicht von dem gehofften Erfolge begleitet. Der Ackerbau, bisher blos von Sklaven betrieben, schien den Eingebornen allzu verächtlich; die fremden Ansiedler aber fühlten nicht selten sich an Mitteln zu schwach, um jene kostbare Hülfe aus Afrika sich verschaffen zu können; und da überdies die bessern Theile des Landes an der Meerküste und an den Seen längst ihre Besitzer hatten, so mussten die Beschenkten mit Schwierigkeiten ohne Ende ringen, denen sie meist erlagen. Das war besonders mit den eingewanderten Schweizern und Deutschen der Fall, wovon später die Rede seyn wird.

Ein ungeheurer Mißgriff der brasilischen Regierung war der Ankauf von Uebelthätern auf den sizilianischen Galeeren. Ansiedler von dieser Art, aus einem Lande, wo die Mehrzahl der sogenannten honetten Leute nur aus halbcivilisiertem Gesindel besteht, müßten den nachtheiligsten moralischen Einfluß auf Brasilien üben, ohne von einer andern Seite auch nur im Geringsten den physischen Zustand desselben zu verbessern. Nachdem jene Leute in einem Lande, wo die Natur das Meiste thut, Mord und Diebstahl der Arbeit vorgezogen, konnte ein völlig unangewauter Boden, zu dessen Anbau man sie jetzt verwendete, noch weniger diejenigen anlocken, welche durch alle Verirrungen der Menschheit hindurch gegangen waren.

Unter den fernern Anstalten, welche die Regierung traf, müssen wir auch die Schule für Arznei- und Wundarzneikunst rechnen, die zu Rio=Janeiro errichtet wurde. Sie gedieh aber lange Zeit zu keiner Blüthe und die meisten Jünglinge, welche diesem Berufe sich zu widmen gedachten, besuchten europäische Anstalten von bewährtem Rufe. Nachmals, als die Verhältnisse sich geändert und Frankreich wieder zugänglich geworden, war es besonders Paris, wohin die Lehrbegierigen aus reichen Häusern hinströmten.

An die Arzneischule schloß sich die Errichtung einer königlichen Druckerei; bis zu diesem Jahre hatte man in der brasilischen Hauptstadt noch keine gesehen; ein Beweis, wie tief die Geistesbildung unter dem Einfluß der ultramontanisch-katholischen Priesterschaft gestanden. Einen solchen Zustand gerade, nach sardinisch-spanischem

Zuschnitt, möchte die absolutistische Partei, die den Mörder Dom Miguel zum König erhoben, auch in Portugal wieder einführen, wie alle Anstalten erwarten lassen. Etwas später kam ein chemisches Laboratorium, ein physikalisches Cabinet, eine Militärschule, ein Marine-Institut, verschiedene Pulvermühlen und selbst einige Fabriken (für Fayence, Glas, Eisen u. s. w.). Die meisten dieser Anstalten waren jedoch durch die Anstrengungen von Fremden zu Stande gekommen.

Nicht minder wichtig für die Verbesserung des bürgerlichen und moralischen Lebens schienen die Obergerichtshöfe und andere Verwaltungsbüroden, welche hinter einander nach und nach von dem Regenten nach portugiesischem Zuschnitt eingeführt wurden.

Am 2. Mai des Jahres 1808 erklärte der Prinz-Regent alle zwischen der Krone Portugal und dem Kaiser der Franzosen geschlossenen Verträge für null und nichtig; darunter besonders die von Badajoz und Madrid, (1801) und den Neutralitätsvertrag von 1804; er verhieß ferner, keinen Frieden mit dem Räuber seiner Krone zu schließen, außer im Einverständniß mit seinem ältestem und getreuesten Verbündeten, dem Könige von Großbritannien, und zu keiner Zeit in eine Abtretung von Portugal, als dem ersten und ältesten Erbtheil des Hauses Braganza, zu willigen.

Das Jahr darauf (1809) überreichte seine Gemahlin, die Prinzessin Joacquina Carlotta, in der Eigenschaft als Infantin von Spanien, gemeinsam mit dem Infant Dom Pedro Carlos, dem Regenten eine Denkschrift, worin sie

ihn zur Beschützung der Rechte des Hauses Bourbon auf die spanische, von Napoleon in Besitz genommene, Krone anstiehte. Dom João antwortete durch einen Aufruf, in welchem er sich verbindlich machte, aus allen seinen Kräften zu Herstellung jener Rechte mitzuwirken. Er verfehlte jedoch darin keineswegs das bittere Gefühl der Erinnerung an die Untreue, welche das spanische Königshaus gegen die Dynastie Braganza begangen, als es französischen Streitkräften willig den Durchzug wider Portugal gestattete und endlich sogar mit dem Kaiser Napoleon zur Besitznahme dieses Landes sich vereinigte.

Nach diesen diplomatischen Gefechten, erschienen zu Rio-Janeiro die Gesandten mehrerer fremden Mächte und für England Lord Strangford.

Mittlerweile (1810) entwickelte sich auf der pyrenäischen Halbinsel eine Reihe weltgeschichtlicher Begebenheiten. Der Hof von Rio-Janeiro bot in dieser Periode wenig Interesse dar und war bei dem größten Theile der Europäer wie verschollen. Erst das Jahr 1810 wird wiederum einigermaßen merkwürdig, zuerst durch den Handels- und Schiffahrtsvertrag mit England, welcher am 19. Hornung von brasilischer Seite, und am 19. Juni von Seite des Prinz-Regenten von Großbritannien unterzeichnet wurde. Alle Vortheile darin waren aber fast gänzlich auf Seite Englands; der ungeheure Leichtsinn des Grafen Linhares hatte die Möglichkeit des Wiedergewinnes von Portugal nicht bedacht und geradezu alles preisgegeben, was nur immer der Unterhändler des Cabinets von St. James fordern möchte. Die Eingangsölle auf englische Waaren

wurden von 24 Prozent auf 15 herunter gesetzt, während die aus Portugal selbst kommenden 16 Prozent bezahlen müssten. Die Britten wußten auch was andere Dinge betraf, alles so zu drehen, daß die Bestimmungen des einen Artikels, welcher 24 Prozent Eingangszoll verfügte, auch auf den, der bloß von 15 Prozent sprach, angewendet werden konnten. Der ganze Vertrag überhaupt war mit seltener Zweideutigkeit abgefaßt und befürkundete die unedelste und schmugligste Habgier, mit der nur immer ein alter, mächtiger Verbündeter die Noth eines Geringern sich zu Nutzen zu machen und seine Hülfeleistung sich mit Wucher bezahlen zu lassen eilt. Der Vertrag von 1810, welcher, vermöge einer ausdrücklichen Bestimmung, niemals in den Hauptgrundlagen eine Abänderung, sondern nur im Einzelnen Ermäßigungen erleiden sollte, überließerte Portugal in kommerzieller Hinsicht für immer blindlings in die Hände Englands, und dieses Land, seit der Geist seines Cannings es verlassen, ist zu seiner alten Politik wieder herabgesunken, welche durch machiavellistische Mittel jeder Art, seinen Handelsvortheilen, seinen Tories und seinem religiösen Wahnsinn, die öffentliche Moral, die Rechte und Freiheiten anderer Völker, nach Besud der Umstände willig opfern läßt. Für die Beibehaltung dieses Handelsvertrages wird es, da es von der wieder erwachten und verfassungsmäßigen Regierung alles zu fürchten hat, selbst einen Thronräuber und Mörder endlich anerkennen, nachdem es bereits auf die getreuen Diener der rechtmäßigen Königin und auf die Vertheidiger der Legitimität, allem Völkerrecht zum Hohne, mit Kanonen gefeuert

hat. Aber wir kehren zu dem Gang der Begebenheiten zurück, zu den Tagen des „Fluches und des Unrechts“, welche nun durch unsere gegenwärtige Periode des „Heils und der Gerechtigkeit“ so ruhmvoll ersetzt sind und zu welchen die Scene vor Terceira der neueste praktische Commentar geworden.

Nach den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 1814 ernannte der Prinz=Regent von Brasilien einen Abgeordneten zum Monarchencongrès von Wien. Der Marquis von Palmella vertrat hier die Interessen Portugals; der Graf von Funchal unterschrieb den Pariser Frieden mit. Man verhieß den Franzosen das entrissene Cañenne zurückzugeben und als künftige Gränze der Guyana den Fluss Dyapol anzunehmen, gemäß der Bestimmungen des Friedens von Utrecht. Dagegen machten die verbündeten Mächte sich anheischig, bei Sr. katholischen Majestät die Rückgabe der Gränzfestung Olivenza an Portugal zu erwirken.

Im übrigen wurden die Interessen Portugals von dem Herzog von Wellington auf jegliche Weise vernachlässigt, ob er gleich zum Beschützer eines Landes sich aufwarf, in welchem er seine Hauptlorbeerren gewonnen hat. Dieser Kriegsmann und Torie, von eben so gemeiner Gesinnung im Frieden, als vieler Tapferkeit (vielleicht noch größern Glück) im Kriege, soll vielfach wiederholter Sage zufolge, durch Dinge bestimmt worden seyn, denen er niemals ganz unzugänglich geblieben. Die Diamanten Portugals befanden sich damals noch zu Rio=Janeiro. Man behauptet, sie hätten im Jahre 1828 von Lissa,

bon aus nicht geringe Wunder bewirkt und durch die Kraft politisch = chemischer Verwandlungen das Schwarze weiß, das Rothe grün gemacht. So haben zum mindesten englische Blätter vor allem Volke behauptet und niemand hat ihnen widersprochen.

Der Regent von Portugal und Brasilien erhielt für die ungeheuren Opfer, welche er der Sache der Legitimität gebracht, nur eine unbedeutende Entschädigung; desto glänzender ließ sich der Held von Vittoria von der Regentschaft zu Lissabon (dem blind ergebenen Geschöpfe seiner Macht) sich für geleistete Dienste bezahlen; das erhaltene Geschenk betrug bei weitem mehr, als das Land selbst für seine Verluste an Geld erhalten hatte. Diese Gesinnung war ganz eines Mannes würdig, welcher die von einem der größten neuern Meister gesetzte Bildsäule seines besieгten Feindes, des Kaisers Napoleon, nur an sich kaufte, um unter der Siege eines Landhauses, seine Verachtung gegen das Andenken desselben, d. h. die Verachtung seiner selbst, auffallend zu bezeugen.

Der Prinz = Regent gab im Jahre 1815 seine Genehmigung den zwei Verträgen, welche die Minister von Brasilien und Portugal mit den Botschatern von England abgeschlossen, und deren einer eine Art Schadloshaltung für die von letzterer Macht ungesezlich *) weggenommenen Negerschiffe, der andere aber die Bedingungen enthielt, unter wel-

*) Mit Bedauern und Abscheu gebrauchen wir noch dies Wort für jene Zeit, bei einer Sache, welche die bitterste Ironie auf Christenthum und Kultur auch jetzt noch ist.

chen es Portugal und Brasilien noch verstatte seyn sollte, den Negerhandel an gewissen Punkten der afrikanischen Küste, im Süden der Linie, fortzusehen. Man sieht, wie weich und elastisch die politische Philanthropie damals noch war, welche gegen den von der ganzen gebildeten Welt (mit Ausnahme einiger nordamerikanischen Krämerstaaten und den französisch=spanischen Absolutisten) verworfenen und verfluchten Mißbrauch, sich endlich erhoben, und zwar viel zu spät sich erhoben, als daß ihr noch irgend ein Verdienst hierbei hätte angerechnet werden können. Die Bestimmungen wegen des Sklavenhandels, die Pacification von Griechenland und die Emancipation der Irlander sind Akte gebieterischer Nothwendigkeit, die von der Diplomatie der Tories von Großbritannien und Vielet unseres Festlandes nur deshalb unternommen, um größere Attentate gegen die Rechte der Menschheit und gegen die Freiheiten der Völker Kunstvoll und durch einen Anstrich von Sentimentalität (die auf dem Angesichte vieler Diplomaten stets zur Carrikatur wird), zu verschleiern.

Um dieselbe Zeit pflichtete der Prinz=Regent auch den Maßregeln vom 25. März, hinsichtlich Napoleons, bei.

Am 17. December 1815 erhob Dom João Brasilien zum Range eines Königreichs und indem er seinen Staaten den Titel eines „vereinigten Königreiches“ von Portugal, Brasilien und Algarbien gab. Sämtliche Mächte von Europa, bemerkte sein englischer Biograph ironisch, beeilten sich diesen neuen Titel anzuerkennen, und wünschten dem Prinzen Glück zur Weisheit dieser Maßregel. Als das Jahr darauf

16 März 1816 die Königin Donna Maria I., deren gesunde und wahnsinnige Periode über Portugal gleich viel Unglück gebracht, endlich gestorben, nahm ihr Sohn den königlichen Titel an. Die Krönung und Ausrufung selbst jedoch gingen erst zwei Jahre später vor sich.

Gegen Ende d. J. 1815 hatte Dom João mit dem spanischen Hofe jene unglückselige Doppelheirath geschlossen, welche ebenfalls zu der Reihe von Ursachen der politischen und moralischen Anarchie in Portugal gehört, die ihren Mittelpunkt in der blutigen Tyrannie des Rebellen Dom Miguel gefunden hat. Die eine der Töchter wurde mit Dom Ferdinand dem Könige, die andere mit dessen fanatischem Bruder Dom Carlos vermählt. Schon von dieser Zeit an nahm das schimpfliche Intriguenspiel überhand, durch welches die portugiesischen Prinzessinnen, nicht zufrieden mit dem Elende der spanischen Nation auch auf ihr altes Vaterland, im Interesse der apostolischen Parthei, zurück zu wirken suchten.

Die Bande des Blutes hielten jedoch gleichwohl die Politik keineswegs ab, daß sie nicht einen Staatsstreich erster Klasse beging. Der Hof von Rio-Janeiro ließ, obgleich mitten im tiefsten Frieden mit Spanien, Montevideo nebst allem Gebiet am östlichen Ufer des La Plata, verstehen sich nur provisorisch, durch seine Truppen in Besitz nehmen; zugleich jedoch erklären, daß man keinen Augenblick die unbezweifelten Rechte Spaniens auf die Banda Oriental verkenne, übrigens durch die Lage der Dinge gehöthigt sey, diese Landschaft so lange kriegerisch besetzt zu halten, als der Kampf zwischen Spanien und seinen empörten Colonien

die Sicherheit des brasilischen Gebietes bedroht werde.

Dem Hofe von Rio-Janeiro fehlte es nicht an Rechtstiteln, jedoch aus einer früheren Periode, die von der gegenwärtigen ganz verschieden war. Die Regentschaft von Cadir hatte im Jahre 1811 mit Einwilligung einer Prinzessin des regierenden Hauses von Spanien, den portugiesischen Monarchen förmlich aufgesondert, Montevideo um jeden Preis nicht in die Hände der Insurgenten fallen zu lassen. Das Ministerium des wiedereingezogenen Königs wollte jedoch nichts mehr von solcher freundnachbarlicher Sorgfalt wissen und empfand die nachmals verweigerte Herausgabe der wichtigen Provinz sehr übel. Es brachte seine Klagen vor die großen Mächte, Österreich, England, Russland, Frankreich und Preußen, welche in einer, von Paris aus datirten und von ihren sämtlichen Großbotschaftern unterzeichneten Note, sich als Vermittler zwischen beiden Höfen ankündigten. Allein die Sache wurde dessen ohngeachtet nicht in's Reine gebracht. Montevideo blieb in brasilisch-portugiesischer Gewalt. Es war eine, dem Könige Dom João freilich vortheilhafte Entschädigung für Olivenza. So rächte die eine Untreue mit bitterer Ironie die andere. Aber Portugal und Brasilien selbst brachte der wichtige Besitz der Banda Oriental dennoch in der Folge mehr Unheil, als Segen. Er lähmte durch den hierüber mit Buenos-Ayres entstandenen Krieg, die Kräfte des jugendlichen Kaiserstaates und hinderte den Monarchen, dessen königliche Tochter in Europa von ihrem Dheim des Thrones beraubt und von der Diplomatie des Foreignministeriums Wellington

schimpflich verlassen wurde, sein und seiner Tochter unbestreitbares Recht gegen den Einbruch und die Tyrannie des Räubers durchzufechten. So entspricht immer dem einen Unrecht in wucherischer Blüthe das andere.

Nicht lange darauf, im März des Jahres 1817 bedrohte eine gefährliche Verschwörung den Thron Dom Joaos VI. in Brasilien. Ein geborner Portugiese, Domingos José Martins, welcher längere Zeit in London sich aufgehalten und durch den Anblick glücklicher Aufstände in Mittel- und Südamerika für republikanische Interessen Antrieb zur Nachahmung erhalten hatte, stellte sich an die Spitze einer Abtheilung brasilischer Patrioten, welche die gleiche Regierungsform auch in ihrem Vaterlande eingeführt wünschten. Zu Pernambuco brach die erste Bewegung aus; sie verbreitete sich bis Bahia und auch nach mehrern andern Städten, wo die Verschworenen Anhänger zählten. Schnelle und kräftige Maßregeln wurden zu Dämpfung des Feuers noch im Beginn ergriffen. Der Statthalter Bahia's, Graf von Arcos, erließ einen energischen Aufruf. Zugleich belagerte er Pernambuco zu Land und zur See. Die Besatzung zog aus den Thoren, den königlichen Truppen ein entscheidendes Treffen zu liefern; allein sie wurden um dieselbe Zeit geschlagen, als die Marinesoldaten, dem Könige getreu, auch der Stadt sich bemächtigten.

Auf diesen unglückseligen Ausgang folgte die Hinrichtung der vorzüglichsten Häupter des Aufstandes. Einer derselben, Martins selbst, endete auf das Muthvollste — ein Mönch, kam den Richtern durch Selbstmord zuvor. Eine Menge reicher

Raufleute und Güterbesitzer, welche Theil genommen, verdankten der blutigen Großmuth des Grafen Arcos ihr Heil, welcher die Sache, nachdem die unrettbaren Opfer gefallen, bestmöglichst zu unterdrücken suchte.

Dessen ungeachtet blieben noch immer viele Einwohner in Gefängnissen, deren Beschaffenheit, wenn man auch das Ungemach des Climas nicht rechnet, schon mehr als schrecklich auf den physischen Zustand der Betroffenen einwirkte und schrecklicher war, als ein schneller Tod.

Ihr Beispiel ging jedoch nicht verloren. Die politischen Ideen mehrten und stärkten sich fortwährend durch das, was jenseits dem La Plata sich ereignete. Die Revolution aber, welche im Mutterlande selbst im Jahre 1820 unerwartet ausbrach, gab den brasilischen Patrioten plötzlich Hoffnung, Lösung, Entschlossenheit und für ihre hiesigen Wünsche einen Mittelpunkt.

Zweites Kapitel.

Rückwirkungen der portugiesischen Revolution auf Brasilien. — Die Anfänge der brasilischen Revolution. — D. João's Rückkehr. — Dom Pedro I. erster Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien.

Im dritten Jahre, seit der Marschall Beresford eines unbequemen Nebenbuhlers in Gomez Freyre d' Andrades sich entledigt hatte, brach das erbiterte Volk die Ketten der Fremden, mittelst eines Soldatenaufstandes zu D' Porto, und Cortes, nach dem Muster der spanischen von Cadiz, wurden eingeführt. Der Hof zu Rio-Janeiro, in der großen Bestürzung und in der bittern Wahl über die zu ergreifenden Maßregeln, entschied sich für die mildern, und verhieß in einem Schreiben an die früher eingesetzte Regentschaft zu Lissabon jedem der beiden Länder, Brasilien und Portugal eine abgesonderte Regierung zu geben. Diese Maßregeln kamen aber für beide zu spät (27. Okt. 1820). Die Portugiesen führten in ihrem Unternehmen fort und die Brasilier sahen sich zu einem ähnlichen ermuntert.

Auch hier ging die Revolution von dem Kriegsvolke aus; doch hatten alle denkenden und begütterten Menschen schon längst in Gedanken ihr gehuldigt. Drei Linienregimenter und ein Milizregiment, so wie einige Compagnien Reiterei und Artillerie entschieden in der Provinz Para. Man setzte eine Junta ein und bekannte sich feierlich zu einer Verfassung, die noch nicht geschaffen war. Man

benachrichtigte davon zu gleicher Zeit (Jan. 1821) den König und die Cortes von Lissabon, mit denen man anfänglich noch gemeinsame Sache zu machen beschlossen hatte. Bahia und andere Städte folgten. Auch hier erklärte eine provisorische Regierung die Unabhängigkeit des Volkes an der Dynastie Braganza, so wie dessen Begeisterung für die zu erwartende Constitution.

Pernambuco blieb nicht lange zurück. Eine Versammlung von Notablen und Abgeordneten aller Stände, trat der Nationalbewegung bei. Schon konnte man für den Gehorsam von Rio - Janeiro selbst nicht mehr bürgen.

Das Ministerium, zwischen Arcos und Villanueva in seinen Ansichten zertheilt, beeilte sich, nach langem Schwanken, durch das Versprechen der Einführung eines eigenen Parlamentes für Brasilien, Madeira und die Azoren, den drohenden Sturm zu beschwören. Allein alle Anstalten kamen viel zu spät.

Am 26. Februar geschah der erste Ausbruch zu Rio - Janeiro. Schreckliche Dinge bereiteten sich; Dom Pedro der Kronprinz, allein verhinderte das Neuerste dadurch, daß des Königs Beitritt zur portugiesischen Verfassung bekannt gemacht wurde. In des Vaters Namen beschwore jener sofort das zu entwerfende Grundgesetz, und wurde von dem Volke mit ungeheuerm Jubel empfangen. Das Geschehene berichtete man sofort auf der Stelle amtlich nach Lissabon. Der König verpflichtete sich, die Constitution in Brasilien und allen übrigen, der Krone zugehörigen Ländern, wie in Portugal selbst, einzuführen.

Bald hierauf bestimmten jedoch außer den Auf-

forderungen der Gewalthaber in Portugal, den Monarchen politische Gründe verschiedener Art, die Rückreise nach Europa anzutreten und in dem so lange verlassenen Lissabon seinen Herrscheriss wieder aufzuschlagen. Dom João, nachdem er seinen Sohn Dom Pedro zum Regenten mit unbeschränkter Vollmacht ernannt, ordnete die Wahl von Mitgliedern zu den Cortes an, welche ihn begleiten sollten. Zugleich erklärte er in einem öffentlichen Aufruf, daß er von freien Stücken die Verfassung annehme und jeden Schritt von der Politik des Auslandes gegen dieselbe, als einen empörenden Angriff auf seine Krone betrachten werde.

Gleich bei Eröffnung der Wahlen, somit unmittelbar vor der Abreise des Königs, begaben sich allerlei wilde Aufritte zu Rio-Janeiro. Man hatte Gerüchte von einer Gegenrevolution unter das Publikum gebracht. Das Volk, dadurch in Besorgnisse gesetzt, forderte auf tumultuarische Weise, die von vielen gewünschte spanische Verfassung. Dom Pedro aber, dessen energischen Charakter wir noch später ostmals kennen zu lernen, Gelegenheit haben werden, stellte sich an die Spitze einer getreuen Abtheilung Truppen und dämpfte den Aufstand. Der König schiffte sich hierauf ohne längere Säumniss ein.

Zur Zeit dieser Begebenisse zählte das große Land Brasilien nicht viel über fünf Millionen Einwohner. Gleichwohl war die Bevölkerung, im Verhältniß zu früheren Zeiten, mächtig gestiegen und ließ bei zweckmäßiger Verwaltung immer größere Fortschritte hoffen. Ueberdies war in dem Charakter der Einwohner eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die französische Re-

volution, der Aufenthalt des Königshauses, der innigere Verkehr mit Fremden, Franzosen, Engländern, Deutschen und Schweizern, hatten eine Menge neuer Ideen in Umlauf gebracht. Das Beispiel der amerikanischen Staaten und Hayti's reizte. Der Gedanke an Selbstständigkeit gleich diesen, war nach und nach unter den einflussreichen Klassen erwacht. Für Begründung einer anständigeren Nationalität und gesetzmäßigeren Verwaltung herrschte nur ein Gefühl; über die Frage allein: ob unter monarchisch=constitutioneller, ob unter republikanischer Form, ob vereinigt mit Portugal, ob getrennt von demselben, theilten sich die Ansichten und bildeten sich Parteien. Die Brasilier befanden sich übrigens immerhin in einer kritischen Lage wegen des Missverhältnisses der weißen Bevölkerung zur schwarzen und farbigen. Erstere zählte kaum eine Million Menschen. Dieser Umstand mußte natürlicherweise in manchen Schritten und Beschlüssen wiederum zu Ermäßigungen bestimmen und den Gang der Ereignisse vielfach erschweren.

Das System, welches der Hof, nach seiner Rückkehr in Lissabon, und die Cortes selbst gegen Brasilien annahmen, diente auf alle Weise dazu, den Nationalhaß der Colonie gegen das Mutterland, welches so lange Zeit, moralisch und kommerziell sie unterdrückt hatte, stärker anzufachen und die verschiedenartigsten Interessen zu dem einen Hauptziel der Trennung zu vereinigen. Ja durch eine wunderbare Verkettung von Umständen wurde der älteste Sohn des Königs selbst, der mutmaßliche Thronerbe beider Länder, wider Willen genöthigt, für eine neue Ordnung der

Dinge, gegen das alte Vaterland, gegen den eigenen Vater sich zu erklären und den einen Staat dem andern aufzuopfern, um am Ende nicht beide zugleich sich selbst und seinem Hause zu verlieren.

Die Brasiliener hatten im Anfang ihrer Revolution wirklich mit edlem Vertrauen ihren portugiesischen Brüdern sich angeschlossen, und die schmeichelnden Anerbieten des Hofes, welcher durch Ertheilung eines eigenen Parlaments und mancherlei Freiheiten, von der gemeinsamen Sache abziehen wollte, abgelehnt. Es schien, daß zu Lissabon auch eine Zeitlang diese Gesinnung anerkannt wurde. Die Aufrufe der Cortes enthielten allerlei von der Unzertrennlichkeit der großen portugiesischen Familie und von ihrem Gefühl, nach dem sie nicht eher sich frei betrachteten, als die Brasiliener ebenfalls es wären. Allein die alten Nationalvorurtheile äußerten sich bald in ihrer ganzen alten Stärke. Man fing in dem Congresse zu Lissabon an, Brasilien wieder als abhängige Colonie zu betrachten, welche wohl zufrieden seyn dürfte mit Erhaltung einiger Theilnahme an der gemeinsamen National-Repräsentation. Mehrere Zunten wurden für die verschiedenen Provinzen Brasiliens eingesetzt, welche, je nach der Größe dieser letztern, aus fünf bis sieben Mitgliedern bestanden; 1,600,000 Reis sollten sämmtliche Umläufen der Verwaltung decken; eine Ungereimtheit und Beschimpfung, die jedermann in die Augen sprang und von den Brasilienern nicht so leicht vergessen wurde.

Nach diesem riefen die Cortes auch den Dom Pedro v., in dessen Absichten sie großes Misstrauen

segten, durch ein förmliches Dekret zurück, verboten ihm jedoch zu gleicher Zeit, Truppen mitzubringen. Andrereits rüstete man zu Lisboa eine Flotte aus, um neues Kriegsvolk nach Brasilien überzuführen und das in der Colonie bereits befindliche, auf dessen Treue man nicht mehr so ganz baute, abzulösen. Alle diese Dinge waren mit großer Unkenntniß der Verhältnisse von Männern vorgenommen, welche allzu sicher Menschen und Gegebenheiten von ihrem Blamer aus zu leiten und umzugießen hofften.

Inzwischen hatte der öffentliche Geist so manichfache Veränderungen erfahren, daß alle Verordnungen von obiger Art nur dazu dienten, die Flamme heftiger anzublasen und die revolutionäre Kraft zu stärken. Auch Montevideo war dem Beispiel der übrigen Provinzen gefolgt. Das Kriegsvolk ging auch hier voran; der General Leccor, oberster Befehlshaber in der Banda Oriental widersegte sich nicht. Das Militair begehrte dringlich die Heimkehr nach Portugal. Man versprach solche und schiffte einen Theil wirklich nach Rio = Janeiro ein. Raum waren diese Truppen jedoch daselbst angelangt, als sie gemeinsame Sache mit der Exaltados machten, die unverzügliche Beschwörung der portugiesischen Constitution, die Einsetzung einer provisorischen Regierung, die Freiheit aller wegen politischer Meinungen Verhafteten und die Entlassung des verhafteten Ministers, zumal des auch in Lissabon bereits schwartz angeschriebenen Grafen Arcos verlangten.

Der Prinz = Regent fand für angemessen, mehrere der mit großem Ungestüm gestellten Forderun-

gen zu befriedigen. Arcos ward nach Portugal eingeschifft; eine Junta von neun Mitgliedern, unter dem Vorsige eines Bischofs, Capeda o Mor, mit ausgedehnten Vollmachten trat zusammen. Sie erklärte unverbrüchliche Treue gegen das Haus Braganza und das constitutionelle System; eben so den Entschluß, die alten Bruderbande mit Portugal ungetrennt zu erhalten; die Junta von Bahia äußerte Gleiches. Nur zu Pernambuco war die Mehrzahl der Männer des Tages gegen alle Verbindung mit Rio-Janeiro gestimmt. Sie träumten von einem brasilischen föderativen Freistaat. Alle Europäer die nicht den Gewalthabern sich anschlossen, wurden verfolgt. Man handelte mit ungewöhnlicher Energie und Consequenz in allen Maßregeln. Die ganze Landschaft erhielt neue Behörden und republikanische Einrichtungen. An der Spitze dieser demokratischen Bewegungen standen besonders einige einflußreiche Priester, welche den Tod theurer Anverwandten zu beklagen und zu rächen hatte. Die Theokratie und die Demagogie haben sich in Amerika wie in Europa noch immer in gewissen Punkten zurecht gefunden und Belgien ist nicht das einzige Land, wo dieser Fall statt gefunden hat.

Brasilien befand sich um diese Zeit in allgemeiner furchtbarer Gährung. Die verschiedenartigsten Elemente rangen unter sich um die Be meisterung der neuen Ordnung der Dinge. Alt-Portugiesen wider Brasilier, Monarchisten wider Republikaner, Weiße gegen Schwarze und Farbige standen gerüstet. Der Prinz = Regent selbst war mit dem Nationalconгрез von Portugal, und (scheinbar) selbst mit seinem Vater zerfallen. Die verschie-

denen Juntas in den Provinzen handelten von einander unabhängig, nach Gutdünken und Leidenschaft. Die Ungewissheit des politisch-bürgerlichen Zustandes, die Anstrengung für kriegerische Macht und die Gefahren der Parteikämpfe lähmten den Handel und vertrieben die Fremden. Bald sollte jedoch ein entscheidender Schlag erfolgen, welcher dem Gesamtlande seine künftige Stellung zu Portugal, und den Parteien ihr eigentliches Verhältniß näher zeigte und anwies.

Der Beschuß der Cortes, wodurch D. Pedro auf drohende Beweise befohlen wurde, nach Lissabon zurückzukehren, entflammte die Leidenschaft und den Unwillen aller, unter sich auch im Einzelnen getrennten Parteien. Man glaubte hierin deutlich eine Absicht zu sehen, die brasilische Nation empfindlich zu beleidigen. Die Junta von Rio-Saneiro widersezte sich förmlich diesem Schritte und der Regent versprach zu bleiben. Offentliche Freudenbezeugungen fanden hierüber mehrere Tage lang statt; die öffentliche Meinung fing an für den Prinzen warm zu werden. Sie erlaubte sich immer keckere Ausfälle gegen die Portugiesen und trat allmählig in feindseligen Handlungen diesen gegenüber auf. Die Parteien rüsteten sich zu förmlichem Kampfe.

Den Brasiliern gelang es, der wichtigsten Westen sich zu bemächtigen; nur jene, welche den königlichen Palast beherrschte, widerstand eine Zeitlang, bis Uebermacht der Stürmenden zur Ergebung nothigte. Man verhieß freien Abzug und sichere Einschiffung. Die Sieger hielten Wort.

Dieselben Scenen fielen zu Pernambuco vor; auch hier ward nach schwachem Widerstande ein

ehrenvoller Vergleich geschlossen. Einzelne Portugiesen traten sogar in brasilischen Dienst. Nicht so in Bahia. Die Truppen des Mutterlandes behielten nach blutigen Gemecheln und nach abwechselndem Glücke endlich die Oberhand und rächten an den Aufständischen den Versuch durch mancherlei Bedrückung. Dieser Umstand verzögerte noch für längere Zeit die völlige Unabhängigkeit Brasiliens und gab den Portugiesen einen mächtigen Stützpunkt für die Versuche einer Gegenrevolution.

Der Kronprinz hatte von seinem Vater, kurz vor dessen Abschied, noch verschiedene geheime Vollmachten erhalten, Brasilien, unter jeder Bedingung und um jeden Preis, der Dynastie zu erhalten. Als die Gährung in dem Lande mit den feindseligen Absichten der portugiesischen Cortes sich mehrte, beschloß er, Letztern geradezu sich entgegen zu stellen. Die meisten Beschlüsse des Congresses blieben demnach unbefolgt.

Noch wurde eine Weile unterhandelt; allein, da die Absichten der Cortes klar vor Augen lagen, so rüstete man sich zum äußersten Widerstande. Vergebens trug der portugiesische Congreß den Brasilier ein Delegation der vollziehenden Gewalt, unter dem Titel einer „Regentschaft des Königreiches Brasilien“, an; ihre Deputirten verwiesen diesen Vorschlag, da kein gesetzgebender Körper zugestanden werden wollte. Sie legten hierauf feierliche Verwahrung jeder Beeinträchtigung der Rechte ihrer Nation zum Protokolle nieder, und verweigerten bei Beschwörung der Constitution, förmlich den Eid, nicht ohne Beschimpfungen jeder Art preisgegeben zu seyn. In öffentlichen

Blättern rechtfertigten sie hierauf ausführlich und bündig die gethanen Schritte und entwickelte der selben Nothwendigkeit.

Als die Sprache der Cortes auch gegen den Prinz = Regenten rücksichtsloser und drohender als alle seine Verordnungen und Maßregeln für richtig erklärt wurden und man sogar unter schwerer Strafe den Befehl zu seiner Rückkehr erneuerte, fühlte sich Dom Pedro vom lebhaftesten Unwillen ergriffen und er traf Anstalten, sich in seiner gegenwärtigen Stellung um jeden Preis zu behaupten. Er nahm den Titel eines beständigen Vertheidigers des Königreiches Brasilien an, welchen der Ayuntamiento von Rio = Janeiro ihm vorschlug. Er beschloß aus sämtlichen Provinzen Abgeordnete, zu Berathung der Nationalinteressen, einzuberufen. Beide Länder sollten auch hinfür vereinigt bleiben, Brasilien jedoch eine eigene gesetzgebende Versammlung erhalten; allein die Patrioten, welche die Adresse an den Infanten gesendet, begnügten sich nicht mit dieser Maßregel.

Ihre Ueberbringer stellten die Nothwendigkeit einer Trennung Brasiliens von Portugal dar, und drangen auf ein entscheidendes Wort. Dom Pedro verhieß, durch ihre Gründe besiegt, zu bleiben und Brasiliens Selbstständigkeit aufrecht zu erhalten. Eine allgemeine, constituirende und gesetzgebende Versammlung sollte bald möglichst einzuberufen und alle Bedürfnisse der Nation auf das sorgfältigste erwogen werden (Mai 1822).

Auf dieses huldigten alle Provinzen dem Ansehen des Dom Pedro, mit Ausnahme von Bahia, welches von den constitutionellen Portugiesen muttvoll vertheidigt wurde, und von Montevideo,

wo Lecor ebenfalls für die Sache des Mutterlandes sich erklärte.

Bald trat der Nationalcongress von Brasilien in der Hauptstadt zusammen. Er bevollmächtigte den Regenten = Vertheidiger zu außerordentlichen Mitteln. Ein Anleihen, welches er in England zu Stande brachte, gab seiner Herrschaft die meiste Kraft. Er fühlte nun mehr als zuvor das Bedürfniß einer selbstständigen Rolle. Das fortgesetzte feindselige Benehmen der Cortes von Lissabon, welches sogar in beschimpfende Ausfälle auf Dom Pedro's Person ausartete, erleichterte dem Infant den inneren Kampf. Nothwendigkeit und Vortheil trieben ihn gleich sehr zum entscheidenden Schritt. Er nahm, aufgefordert hierzu von seinem Staatsrath, den Generalprocuratoren und den Abgeordneten des Volkes, den Titel eines „constitutionellen Kaisers von Brasilien“ an, und erklärte die ewige Trennung zwischen dem Mutterstaat und der ehemaligen Colonie.

Drittes Kapitel.

Die Verhältnisse des Jahres 1823. — Republikanische Umttriebe. — Ministerwechsel. — Lord Cochrane. — Eroberung von Bahia und Para. — Eröffnung der Wirklichkeit und Auflösung des Nationalcongreses. —

Brasilien hatte nunmehr (1823) einen konstitutionellen Kaiser, einen Nationalcongrès und die Hoffnung einer Constitution erworben. Die Trennung von Europa war ausgesprochen und alle Verhältnisse schienen nicht von der Art, daß jemals wieder eine Annäherung und Vereinigung statt finden konnte. Allein es fehlte viel, daß ein theoretisch in's Leben gerufener Zustand der Dinge wie der gegenwärtige, praktisch sich verwirklichte. Eine Gesetzgebung, welche nur in Staaten von dichter Bevölkerung von Nutzen seyn mag, mußte in einem seine Bildung kaum erst beginnenden Lande von ungeheuerm Umfange*) und von einer kaum 5,306,318 starken Einwohnerzahl durchaus noch geringe Früchte bringen. „Nichts widersprach mehr — so drückt der geistvolle und scharfsinnige Buchholz**) sich aus — dem Wesen Brasi-

*) Von 113,115 geogr. Geviertmeilen.

**) Gesch. der europ. Staaten II. B. XII.

liens mehr als ein constitutioneller Kaiser, ganz abgesehen davon, daß, wenn man die Begriffe von Constitution und Kaiser gehörig zergliedert, der eine den andern gänzlich aufhebt. Gleichwohl war dieser Widerspruch sehr nothwendig geworden. Bei seiner Abreise von Rio - Janeiro hatte Johann VI. seinen Sohn berechtigt, der Erhaltung Brasiliens alles aufzuopfern. Da nun Brasilien nur unter der Bedingung erhalten werden konnte, daß es unabhängig wurde von den Bestimmungen Portugals, so willigte Dom Pedro zunächst in diese Unabhängigkeit. Die Annahme des Kaisertitels hatte keinen andern Zweck, als den Unterschied von dem König von Brasilien geltend zu machen, welchen Titel der König von Portugal führte. Constitutionell wurde der neue Kaiser vermöge der Nothwendigkeit, dem Bedürfniß eines, aus den Colonial - Banden hervortretenden Landes nach eigenthümlicher Gesetzgebung, wäre es auch nur zum Schein, zu weichen. Auf diese Weise erklärt sich die Erscheinung des constitutionellen Kaiserreiches Brasiliens ganz von selbst und wir können von jetzt an zu den einzelnen Begebenheiten übergehen, welche dem Leser als nicht minder einfach einleuchten werden."

An dem Jahrestage der Erhebung des Hauses Braganza auf den Königsthron von Portugal, (1. Dezember 1822), ging die Kaiserkrönung Dom Pedro's vor sich. Die Prinzessin Leopoldina, Franz I. von Österreich Tochter, ließ sich den neuen Rang ebenfalls gefallen, wiwohl nicht ohne inneres Widerstreiten gegen die neue Ordnung der Dinge, welche zwar dieser fürstlichen

Frau vielleicht mehr, als dem Gabinete ihres Vaters, behagen mochte, aber dennoch durch die Unsicherheit des Besitzes und die Einsicht in die künftigen Verhältnisse zu Europa, unbehaglich ihr fallen muste.

Zehn Tage darauf (1. Decbr.) legte der Kaiser auf alle portugiesische Schiffe, die in Brasiliens Häfen sich befanden, Embargo. Eine fernere Verordnung verfügte den Sequester alles Gutes, welches in Reichsmagazinen niedergelegt war und Unterthanen von Portugal zugehörte; ebenso aller solcher Waren im Besitz von Kaufleuten, und endlich aller portugiesischen Schiffe selbst. Die Aktien der Nationalbank, der Assecuranzgesellschaften und der Eisenwerke von Ypanema bei Soracaba allein waren von dieser harten Verfügung ausgenommen. Etwas später stellte man selbst Kaperbriefe gegen portugiesische Schiffe als gegen die einer Macht, mit welcher man im Krieg sich befindet, aus, gestattete den Consuln im Ausland, solche auszustellen und ordnete die Form der Prisengerichte an. Alle Brasilier wurden aufgefordert, um jeden Preis binnen eines Zeitraums von sechs Monaten in ihr Vaterland zurückzukehren; die Säumigen sollten als Portugiesen fortan behandelt werden. Rio = Janeiro erhielt zur Belohnung für seine standhaften constitutionellen Gefinnungen, von Dom Pedro den Titel einer „sehr getreuen und heldenmütigen Stadt;“ der Senat aber das Prädikat „sehr erlaucht.“

Als bald darauf die Kaiserin Leopoldina, welche nunmehr den Namen „Maria“ angenommen, von einer Prinzessin genas, wimmelten die öffentlichen Blätter von Glückwünschen

und Betheurungen der Anhänglichkeit an das regierende Haus; ebenso von den reinconstitutionell-monarchischen Gesinnungen der Mehrzahl des brasilischen Volkes. Aber das Phrasenmachen des Liberalismus, welches in neuester Zeit so häufig die Sprache der wahren Freiheit ersetzt hat, war auch in Brasilien bereits, zum großen Schaden dieser letztern, heimisch geworden. Die despotschen Elemente waren durch die Trennung von Portugal noch lange nicht ausgemerzt; wie konnte es da fehlen, daß nicht auch die demokratischen, trotz der nunmehr erworbenen Nationalselfständigkeit, im Innern fortgährt?

In die Logen der Freimaurer hatte nunmehr der Republikanismus sich zurückgezogen. Dom Pedro, nach dem Beispiele Napoleons und selbst mehrerer legitimer Gewaltherren, ließ sich zu ihrem Großmeister machen und schloß plötzlich alle Logen zu. Verschiedene der einflussreichsten Glieder, welche an der Spitze antimonarchischer Bewegungen gestanden waren, wurden verfolgt und in Schiffen fortgeschafft. Einem Theile gelang die Flucht nach Buenos-Ayres, wo Dom Pedro nachmals ihre Wirksamkeit genugsam spüren mochte. Die Nobrega, Pereira, Lebo, Alvez, Branco, Costa Barros, Azevedo gehörten zu denjenigen Männern, welchen der Kaiser die meiste Strenge zeigte. Während die Verehrer seines Regimentes auf Abschlag von künftigen Heldenhasen bereits ihn mit dem Beinamen des „amerikanischen Cäsars“ schmückten, fehlte es auch an solchen nicht, die ihn bereits in den Leumund eines „amerikanischen Tyrannen“ zu bringen suchten.

Das vorzüglichste Vertrauen Dom Pedro's wendete sich dem Geschlechte der Andrade zu. Unter ihnen erhielt Dom José Bonifacio das Ministerium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten; Dom Martin F. Ribeiro das Portefeuille der Finanzen. Die Ressorts der Beiden befanden sich aber damals, wo sie auch hingrücken mochten, eben nicht in den glänzendsten Umständen.

Den Punkt der Finanzen und andere innere Verhältnisse werden wir alsbald weiter unten berühren. Die auswärtigen Angelegenheiten betreffend, machte die Anerkennung des kaiserlichen Titels und der Unabhängigkeit des sich selbst emanzipirenden Reiches größere Schwierigkeiten, als D. Pedro und seine Minister wohl gedacht hatten. Die Stimmung der europäischen Cabinete war zu diesen Tagen nicht die freundlichste gegen faktische Regierungen. Die Gewährung eines solchen Wunsches hing somit von allerlei Verhältnissen und Gegebenheiten ab, welche erst noch sich entwickeln mussten.

Der Kaiser wendete sein Augenmerk auf Verbesserung seines Kriegswesens und auf die nothwendigste Organisation einer Seemacht. Mit Lord Cochrane wurden deshalb Verbindungen angeknüpft. Dieser berühmte Seemann war, einer allbekannten Betrügerei willen, die er, durch Verbreitung falscher Kriegsnachrichten, begangen, und aus welcher er mit Staatspapieren einen nicht unbeträchtlichen Gewinn gezogen, zu schimpflicher Abbitte vor den Schranken des Unterhauses verurtheilt, und dadurch genötigt worden, auswärts sein Glück und die Herstellung des verlorenen

Rufes zu suchen. Der Freiheitskampf der spanischen Colonien in Amerika verschaffte ihm beides: sein Name wurde geachtet und gefürchtet, in Folge der vielen kühnen Streiche, die er zur See vollführt. Gleichwohl hatte er über einige Prisen und um rückständiger Besoldung willen, mit mehreren Kriegshäuptern damals sich abgeworfen. Er nahm mit Freuden den Antrag Dom Pedro's an, als „erster Admiral der brasilischen Nationalflagge“ in dessen Dienste zu treten. Am 27. März 1823 erschien er am Bord des Linien-schiffes, welches den Namen des Kaisers trug, im Hafen von Rio-Janeiro und stellte zum erstenmal seine Flagge auf. Die Seemacht, worüber der Lord-Großadmiral verfügen konnte, bestand zur Zeit nur aus dem eben genannten Dom Pedro, aus der Fregatte Peranga, den Corvetten Maria da Gloria und Liberal, und aus der Brigg Guarantin. Auch die Mannschaft bot noch einen dürftigen Anblick dar. Allein des Kaisers Thätigkeit, Cochrane's Eifer und der Brasilier Großmuth brachten, auf dem Wege der Unterzeichnung durch Aktien, in kurzer Zeit die nöthigen Summen zur Verbesserung der in so erbärmlichem Zustande befindlichen Marine hervor und alles gewann eine bessere Gestalt. Das Genie des Oberbefehlshabers ergänzte erfunderisch die Lücken. Noch sind die dem Lande geleisteten Dienste, von welchen später die Rede seyn wird, in frischem Andenken.

Die Vorarbeiten für das gesetzgeberische Hauptwerk waren allmählig getroffen. Der Nationalcongrès ward am 3. Mai, dem Jahrestage der Entdeckung von Brasilien durch Cabral, feierlich

eröffnet. Der Kaiser, umgeben von seiner Familie, erschien im höchsten Schmucke vor der Versammlung. Donner der Kanonen, Klang aller Glocken, Blumenkranze und Prachtteppiche auf den Straßen, hatten den Zug vom Palast aus nach dem Gebäude der Sitzung verherrlicht.

Die Abgeordneten leisteten dem Kaiser nachstehenden, ihnen vorgeschrivenen Eid: „Ich schwöre, daß ich meinen Pflichten, als Deputirter bei der allgemeinen constituirenden und gesetzgebenden Versammlung, welche einberufen ist, um eine politische Verfassung für das Reich Brasilien und die unvermeidlich und dringend gewordenen Verbesserungen einzuführen, in Treue und dem Gesetze gemäß, nachkommen will; daß ich die apostolisch-römisch-katholische Religion und die Untheilbarkeit und Unabhängigkeit des Reiches aufrecht erhalten will, ohne irgend einem Unionsvertrag oder Bündniß Gehör zu geben, welche dieser Untheilbarkeit und Unabhängigkeit Gefahr bringen könnten; endlich auch, daß ich die verfassungsmäßige Regierung und die Dynastie unseres souveränen Herrn, Dom Pedro, unseres ersten Kaisers und seiner Nachkommenschaft aufrecht erhalten will.“

Nachdem auch Dom Pedro seinen Eid auf die Verfassung abgelegt hatte, gab er in einer langen Rede über die äußern und innern Verhältnisse des Reiches Bericht; er sprach von den gemachten und noch zu machenden Opfern; von den Maßregeln für Herstellung der Finanzen, des Heerwesens und der Marine; von den patriotischen Gefühlen, welche ihn für und für durchströmten; von der Nothwendigkeit, daß der Na-

tionalcongres in dem Werke der Abfassung einer, auf die Verhältnisse der Zeit und des Landes berechneten Constitution, ihr unterstüze, von den nothwendigen Elementen, welche diese letztere nothwendig in sich enthalten müsse, um königlicher, aristokratischer und demokratischer Tyrannie zugleich zu steuern.

Allein weder Dom Pedro's Hoffnungen, noch die Erwartungen des Congresses sahen sich durch erfreuliche Ergebnisse gerechtfertigt. Während Ersterer durch constitutionelle Formen eigentlich nur seinen Thron zu befestigen suchte und seine Minister Unkenntniß der Menschen wie der Geschäfte, und Unfähigkeit, beide zu beherrschen, an den Tag legten: verriethen andererseits auch die Abgeordneten Mangel an gesetzgeberischem Takte und republikanische Einflüsterungen und der Anblick der Nachbarstaaten störten das nothwendige Vertrauen. Die Minister und die Abgeordneten erschienen gleich sparsam in den Sitzungen des Congresses und hoben ihn dadurch schon gleichsam faktisch auf. Endlich beschloß der Kaiser, über die Leere und Unthätigkeit desselben schamroth, seine Vertragung. Im Juni erst wieder erneuerte sich die Versammlung.

Mittlerweile war vor Bahia mancherlei vorgesessen, was die Unmöglichkeit der Behauptung portugiesischer Herrschaft in diesem Lande bewies. Dem Befehlshaber der constitutionellen Portugiesen, General Madeira, welcher an der Spitze einer Besatzung von mehrern tausend Mann dem Mutterlande den wichtigen Ort zu erhalten gesucht hatte, fehlte es zwar nicht an Mut und Entschlossenheit, allein seine Lage ward täglich

kritischer, da Cabatu von der Landseite her ihn eingeschlossen, Cochrane aber, zur See alle Zugänge gesperrt hielt. Es riß also Mangel an Lebensmitteln und unter den Truppen Verzweiflung ein. In dieser Noth beschloß Madeira die Einschiffung nach Portugal. Aus Furcht vor dem Geschwader der Blokade segelten die Schiffe einzeln ab. Cochrane, der ihre Absicht merkte, stellte sich, als gewährte er ruhigen Abzug. Raum aber befand sich die ganze, schlecht versehene Flottille auf offener See, als der Listige mit vollen Segeln nacheilte, den größten Theil der portugiesischen Fahrzeuge, nebst ohngefähr 1200 Mann, erbeutete und zum Theil nach Bahia, zum Theil nach Pernambuco, zurücksendete. Mit Mühe nur entging Madeira ähnlichem Loose und nur um in seiner Heimath strenge Richter über ein Benehmen zu finden, das in Folge gebieterischer Umstände, wohl schwerlich hätte anders eingerichtet werden können.

Nachdem Bahia in Dom Pedro's Gewalt gefallen, hielten auch die Hafenstädte Maranhão und Para, die beiden letzten Stützpunkte der portugiesischen Partei, sich nicht länger. Der Lord-Großadmiral besetzte sie, ließ der Regierung des Kaisers und der Verfassung huldigen und richtete die Verwaltung im Geiste des neuen Systems ein. Sämtliche Portugiesen mußten ihre Waffen ausliefern. Die Angestellten unter ihnen wichen den Eingebornen. Alle Schiffe in den Häfen wurde für die Krone Brasilien in Beschlag genommen. In Para setzte man die bisher dort waltenden Junta der Provinz ab und eine aus Brasilianern gebildete dafür ein. In Anerkennung der geleisteten wichtigen Dienste, erhob Dom Pedro

den Admiral zum Marquis von Maranhão, und dessen Gemahlin, welche aus England so eben eingetroffen war, zur ersten Palastdame der Kaiserin.

Während von dieser Seite her die Unfänge der Regierung Dom Pedro's durch Kriegsglück begünstigt wurden, schlich der böse Geist seines Hauses, Unheil verkündend, auf andere Weise daher. Der Kaiser, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd und ein feuriger, unbesonnener Reiter, stürzte vom Pferde und brach zwei Rippen. Sein Zustand wurde gefährlich und ein Gerücht verbreitete sich, er werde schwerlich wiederum aufkommen. Diesen Umstand benutzte die nur mühsam zurückgehaltene, im Geheimen mächtig fortwirkende Partei der Republikaner. Sie gaben ihren Gefühlen Sprache und That; die Verschwörung drohte in förmlichen Aufstand sich zu verwandeln. Die beiden Minister-Günstlinge glaubten durch Energie und Schrecken die Gefahr abzuwenden und füllten die Gefängnisse mit Patrioten. Allein die Gerichtshöfe sympathisierten zu sehr mit den Angeklagten, als daß sie im Interesse des Ministeriums gehandelt. Die meisten der Verhafteten wurden freigesprochen.

Die republikanische Partei und die liberale, scheinbar constitutionell-monarchische wurden durch diesen Steg in der öffentlichen Meinung nur kühner und ungestümter; sie forderten vom Kaiser die Entfernung der beiden Andrada's; nur in diesem Fall, — erklärte man, würde der Kaiser seinen Thron behaupten. Nach wenig Tagen gab Dom Pedro ihren Forderungen nach; die verhaßten Minister gaben ihre Entlassung ein und zwei

ihrer Hauptgegner, die Abgeordneten José Joaquim Carneiro de Campos und Manoel Jacinto Nogueira de Gama traten in ihre Stellen ein. Ribeira de Rezende ersetzte den bisherigen Polizei-Intendanten da Cunha. (17. Juli). Der Kaiser beruhigte die Nation in sehr liberalen Aufrufen und erklärte, während er naiv genug die den Herrschern anklebende menschliche Gebrechlichkeit bedauerte, seine aufrichtige Gesinnung, alle Willkür zu verbannen und von diesem Tage an (18. Juli) die Rechte der Personen und des Eigenthums aller Staatsbürger gewissenhaft zu schützen.

Die konstituierende Versammlung, welche den Kaiser diese Sprache reden ließ, ging in ihren Schritten noch weiter und erklärte mit großer Stimmenmehrheit (29. Juli) die Beschlüsse des Nationalcongresses sollten auch in dem Falle Gesetzeskraft erhalten, daß der Kaiser ihnen die Genehmigung versagen würde. Dieser Widerspruch glich ganz demjenigen, wodurch die spanischen Cortes einen zum zweiten Mal von dem Könige verworfenen Gesetzesentwurf das dritte Mal an und für sich in's Leben treten ließen. Hätte man in Spanien und Portugal wie hier, Uebertreibungen dieser Art vermieden, so seufzten gegenwärtig nicht die beiden Länder unter dem Joche einer an die Seiten Caligula's, Tamerlans und Iwan Basiliowitsch erinnernden, antieuropäischen, Christenthum und Monarchie in gleichem Grade entehrenden Tyrannie, Anarchie und Gesetzlosigkeit.

Dom Pedro, als er die republikanische Faktion mit solchem Ungestüm zugreifen sah, erwachte aus seiner Unthätigkeit und behauptete

standhaft das nach dem neuen System nicht abgestrittene Veto für solche Entwürfe und Decrete, welche mit seinen Grundsäzen und Rechten nicht übereinstimmen würden; in öffentlichen Blättern und Adressen suchte er jedoch seine Ansichten und Maßregeln so viel als möglich zu rechtfertigen.

Aller Augen waren übrigens nunmehr auf das Grundgesetz selbst gerichtet, das man von Monat zu Monat mit steigender Ungeduld erwartet hatte. „Die Commission zur Entwerfung desselben hatte ihre Arbeiten beendigt, und den Deputirten José Ricardo da Costa Aguiar d'Andrade und Francisco Moniz Tavares eine Originalab- schrift ihres Entwurfes zugesendet, als die Verhandlungen der gesetzgebenden Generalversammlung darüber ihren Anfang nahmen. Diese dauerten nicht lange. So wie hierauf der Constitutionsentwurf durch den Druck bekannt gemacht wurde, bestand er aus 15 Titeln, die zusammen 272 Artikel enthielten. Ohne über den Inhalt derselben weitläufig zu werden, wollen wir bloß anführen, daß er ähnlichen, in Europa zu Stande gebrachten Entwürfen nachgebildet war, und in allen seinen Theilen auf der Voraussetzung beruhete: der Entwicklungsgrad werde durch die Gesetzgebung bestimmt.“

„Der erste Titel umfaßte die Eintheilung des Gebietes mit der ausdrücklichen Erklärung, daß man dadurch dem Anspruche auf noch andere, in jener Aufzählung nicht einbegriffene Theile keineswegs entsage. In dem zweiten Titel wurden die Rechte der Brasilianer genauer bestimmt, und zu diesen sollten gehören: die persönliche Freiheit;

Geschworenen = Gerichte, doch nur auf Criminafsäle beschränkt; Religionsfreiheit, doch so, daß die römisch = katholische Kirche die Staats = Religion bildet und daß Nicht - Katholische zwar gebuldet, aber vom Genuss der politischen Rechte ausgeschlossen sind; Gewerbsfreiheit; Unverletzlichkeit des Eigenthums; Pressefreiheit und Unterdrückung der Missbräuche derselben. Der dritte Titel handelte von den Gewalten und stellte folgendes fest: Trennung derselben in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt, und zwar als vom Volke verliehen; die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt getheilt zwischen zwei Kammern und dem Kaiser; eine Wahlkammer, hervorgehend aus den Wahlen der Provinzen; ein Senat, zusammengesetzt aus Senatoren, welche der Kaiser auf Lebenszeit ernannt hat, nach Listen, die ihm von den Provinzen und demnächst von der Wahlkammer überreicht werden. Der Vorschlag der Gesetze sollte dem Kaiser und der Wahlkammer anheimgestellt werden, und die Sanktion betreffend, so sollte der Kaiser sie ein und zwei Mal versagen können, aber wenn dasselbe Gesetz zum dritten Male in Antrag gebracht wurde, so sollte er gehalten seyn, es als Staatsgesetz bekannt zu machen. Die gesetzgebende Behörde sollte sich von Rechtswegen alljährlich den 3. Mai versammeln dürfen und die Auflösung derselben nicht in der Gewalt des Kaisers stehen."

„Man sieht, so schließt Buchholz, den wir aus Gründen hier reden lassen — man sieht, daß die brasilianischen Solone nach dem Muster der norwegischen, spanischen und portugiesischen verfahren hatten, ohne des Unterschiedes zu ge-

denken, der zwischen alteuropäischen Staaten und einem, so eben aus den Colonial - Banden her- vorgetretenem Reiche statt fand; und man sieht zugleich, daß der ganze Verfassungsentwurf seinen Charakter in dem Umstände hatte, daß ein Prinz des Hauses Braganza in Brasilien zurückgeblieben war." —

Der Kaiser, dessen Gefühle nicht mit allen Bestimmungen dieses Grundgesetzes harmonirten, wurde von der widerwärtigen Nothwendigkeit der Unterzeichnung durch ein unvorhergesehenes Ereigniß befreit. Die republikanische Partei im Nationalcongresse, welche von Tag zu Tage sich verstärkte, hatte ihren besondern Stützpunkt an zwei Zeitschriften „die Schilowache“ und „die Fackel,“ welche in äußerst überspanntem Geiste geschrieben waren, und als politisches Postulat für die Vollendung der Unabhängigkeit Brasiliens die Ausreibung aller noch im Lande zurückgebliebenen, nicht selten mit wichtigen Staatsämtern bekleideten Portugiesen aufstellte. Dies war die äußere patriotische Seite; der geheime tiefste Plan aber war, von der Seite des Kaisers die letzten getreuen Räthe und die eifrigsten Verfechter des monarchischen Ansehens zu entfernen. Mit besonderm Haß redete man in jenen Journalen gegen die Offiziere. Solches erregte ähnliche Leidenschaft bei den Betreffenden und erzeugte endlich Gedanken der Rache.

Ein Apotheker zu Rio - Janeiro stand im Verdacht, einen ganz besonders heftigen Artikel gegen zwei Offiziere der berittenen Artillerie verfaßt zu haben. Die Getränkten, nur vom gewaltsamen alten Stolze ihrer Körperschaft bewegt, und der

neuen Ordnung der Dinge uneingedenk, verschafften selbst sich Recht dadurch, daß sie in das Haus des Journalisten drangen und persönlich ihn mißhandelten. Darüber erhob sich von Seite des Beteiligten und seiner Freunde nicht geringes Geschrei; er zeigte bei der Polizeibehörde den Vorfall an und begehrte Genugthuung; man verweigerte sie, aus Rücksicht gegen das Corps, den Hof und das Ministerium. Die Sache ward an den Nationalcongress gebracht; der Bittschriften-Ausschuß verwies den Kläger an die ordentlichen Gerichte. Zugleich aber trug der Abgeordnete Dom Antonio Carlos de Andrade auf die Verbannung der Schuldigen aus dem Reiche an, falls die Sache als gegründet erfunden würde. Dieser Vorschlag wirkte elektrisch auf die Gemüther; mancherlei Leidenschaften vereinigten sich, die Flamme stärker anzublasen. Ein Geist der Gährung nahm in der Hauptstadt überhand, wie man noch nie ihn erblickt. Eilboten bestimmten Dom Pedro, der in der Quinta von St. Christovao gewöhnlich sich aufhielt, zu schleuniger Rückkehr. Der Pöbel, durch die Rotabeln der patriotisch-republikanischen Partei geleitet, tobte und drohete das Neuerste. Der Kaiser befand sich am Vorabend einer blutigen Krisis.

Er beschwore (10. Novbr.) den argsten Sturm durch Entlassung aller Minister, mit denen die öffentliche Meinung bereits ebenfalls zerfallen war. Allein er beschloß auch sein Königsrecht von nun an um jeden Preis zu behaupten, und an die Stelle bereitwilliger Nachgiebigkeit den Ernst des Schwertes zu setzen.

Er nahm ungefähr 1000 Mann zu sich nach

Christovao, und nachdem Dom A. C. d' Andrade, den das Volk plötzlich nun bis in die Wolken erhob, auf die Permanentz des Congresses, so wie um kategorische Auskunft über die Maßregeln der Regierung angetragen hatte, sendete er eine Botschaft an die Versammlung, worin der Kaiser erklärte: „Täglich seyen Offiziere der Armee in Zeitblättern und Flugschriften von Faktionisten straflos mishandelt worden; diese hätten klagend sich an die Majestät gewendet. Um Unordnungen zu verhindern und die Freiheit der Berathungen zu sichern, habe man Truppen zusammengezogen. Diese Truppen beobachteten strenge Mannschaft; ihren Beschwerden müsse überdies abgeholfen werden.“

Der Congress, durch den Inhalt dieses Schreibens etwas bestürzt, stellte sich gleichwohl beruhigt, wiewohl außer genauer Kenntniß von den Beschwerden der Kriegsmänner. Er verhieß übrigens der Regierung jeden möglichen Beistand zu Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, sobald nur das Ministerium selbst die nötigen Mittheilungen machen würde.

Als die Antwort der Generalversammlung in St. Christovao angekommen, begehrte die Regierung in ihrer Republik: Beschränkung der zügellosen Pressefreiheit und die Purificirung des Congresses von mehreren anarchischen Mitgliedern aus ihrer Mitte. Der Beschuß desselben jedoch, nach langen und heftigen Erörterungen, fiel verneinend aus, so lange das Ministerium nicht über alle obschwebende Punkte Auskunft ertheilt und der Minister des Innern in Mitte der gesetzgebenden Versammlung erscheinen würde. Ueberdies begehrte

man die Entfernung aller portugiesischen Offiziere und angestellten Ausländer bei der Heerabtheilung zu St. Christovao, auf wenigstens einen Raum von 6 Stunden von Rio-Zaneiro. Diesem Ansinnen zu willfahren, däuchte Dom Pedro ebenso viel, als seiner Krone von freien Stücken sich verlustig zu begeben. Er sendete darum zwar den Minister des Innern nach der Versammlung, ließ aber inzwischen die Mannschaft, welche um die Quinta sich gelagert hatte, nebst einer Abtheilung Reiterei und mehreren Kanonen in die Hauptstadt rücken und vor dem Congresspalaste in Schlachtordnung sich aufstellen.

Die Abgeordneten, erstaunt und eingeschüchtert, machten bald auf eine Scene, wie die des 18. Brumaire, sich gefaßt, verloren jedoch ihre Würde und Haltung nicht. Hauptleute erschienen jetzt, bewaffnet, in Mitte der Gesetzgeber der Nation und überbrachten das Wort ihres Herrn, mit allem soldatischen Troß, der bei sblchen Anlässen sich freut, die materiellen Gründe der Gewalt an die Stelle derjenigen der Ueberzeugung zu setzen. Ein Dekret des Kaisers besagte: der gegenwärtig versammelte Congress habe den der Nation geleisteten Eid, den Gesamtbestand des Reiches, die Unabhängigkeit Brasiliens und die Rechte des Monarchen zu beschützen, treulos gebrochen. Dadurch sey er, der Kaiser, veranlaßt worden, die Versammlung aufzuheben und eine neue an deren Stelle treten zu lassen.

Der Congress, welcher die Katastrophe wohl erwartet hatte, dekretirte die Einregistirung des Beschlusses in das Protokoll und der Präsident erklärte die Sitzung für beendigt. Die Mitglieder,

in der Mehrzahl mit feierlicher Verwahrung gegen erlittene Gewalt, räumten den Saal. Mehrere derselben wurden durch die Soldaten verhaftet. Der Kaiser erschien nun in Person, und durchritt, wie im Triumph die Hauptstadt. Niemand setzte Widerstand entgegen; viele riefen Beifall zu; Alles beleuchtete, drei Nächte hintereinander, theils aus Ueberzeugung, theils aus Furcht, theils aus Gleichgültigkeit gegen das Geschehene.

Als die erste Gährung sich gelegt und der Freudentausch verschlafen war, fühlte der Kaiser dennoch das Kühnlose, Missliche und Unbehagliche seiner Lage. Vom monarchischen Europa zurückgestoßen, vom republikanischen Amerika argwohnisch bewacht, von zahlreichen Anhängern einer durch List und Reichtum fortwährend mächtigen Partei umgeben, von den Anhängern des Mutterlandes seiner Zugeständnisse an die Brasilianer wegen, gehaft, konnte er durchaus die Meinung nicht entbehren, durch die ein constitutio[n]eller Fürst einzig herrscht. Er suchte demnach das Grelle eines Schrittes zu mildern, von dem er gleichwohl die Folgen für sich zu benügen fortgesonnen war. Der Meineid, welchen er der gesetzgebenden Versammlung im Allgemeinen vorgeworfen, wurde in öffentlichen Blättern von Seiten des Kaisers auf eine Faktion geschoben, welche aus Begierde der Rache entschlossen gewesen sey, die Gräuel der Anarchie über das Land zu rufen. Er verhieß jedoch, indem er jenen ihnen angesessenen für durchaus unpassend erklärte, einen neuen Verfassungsentwurf selbst vorzulegen. Hierbei blieb es für längere Zeit.

Wenn Dom Pedro und seine Minister mit

den meisten Beschlüssen des aufgelösten Congresses unzufrieden gewesen sind, so war doch dies nicht der Fall hinsichtlich des englischen Anleihens. Im September noch hatte der betreffende Minister eine Art Regentschaft über die Finanzverhältnisse des Landes abgelegt, welche aber nicht die erfreulichsten Resultate bot. Der Schatz war, als jener Minister sein Amt antrat, angeblich mit einer Schuld von 30,550,000 Crusaden (22 Millionen Thaler) belastet gewesen.

Da die Deckung der Ausgabe durch die Einnahme unter den damaligen Umständen schlechtdings unmöglich war, so willigte der Congreß mit saurer Miene in ein Anleihen von 2,500,000 Pfund Sterling. Es kam auch in der That mit den Londoner-Häusern, Drenford, Alcock und Comp. und Butler Sohn zu Staade, und zwar zu 75, und mit 6 Prozent; die Rückzahlung nach 35 Jahren.

Dies war die Lage der Dinge in Brasilien, im verhängnisreichen Jahre 1823, welches während zwei europäische Länder in den Strudel unübersehbarer Verwirrungen, durch ungeschickte Betheidigung der Freiheit von einer — und planlose Wiederherstellung des Absolutismus von der andern Seite, gestürzt wurden, Amerika mit mächtigen Schritten seiner völligen Unabhängigkeit von den alten Colonialverhältnissen zurilen ließ.

Viertes Kapitel.

Die Begebenheiten der Jahre 1824 und 1825.

Neuer Constitutionsentwurf Dom Pedro's und Annahme desselben. — Republikanische Reaktion von Pernambuco und Carvalho's Fall. — Unterhandlungen in Europa und Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens.

Wie viel Dom Pedro (1824) auch sich Mühe gegeben, die Brasilier von seiner aufrichtigen Anhänglichkeit an das constitutionelle System und die Interessen des Landes zu betätigen; wie streng er gegen die geborenen Portugiesen und wie unempfindlich er gegen alle Unterhändler seines Vaters schien, welchen nicht einmal die Landung verstattet worden war, so herrschte doch für und für über seine innersten Herzengesinnungen großes Misstrauen. Das Jahr 1823 hatte gegen alle Königseide argwohnisch gemacht.

Die Brasilianer — meint Buchholz — konnten sich nicht überreden, daß er wirklich auf seine Familie, auf sein Vaterland, auf seine Rechte an den portugiesischen Thron und auf seine Verbindungen mit europäischen Souveränen Verzicht geleistet habe; und auf der andern Seite war ihr Haß gegen die Portugiesen viel zu heftig,

als daß sie das Eine oder das Andere hätten verzeihen können. Hierauf beruhten die Gefahren, welchen der Kaiser ausgesetzt war; Gefahren, welche eine glückliche Lösung der von ihm übernommenen Aufgabe höchst unwahrscheinlich machten. Was ihn für diesen Augenblick am meisten beschützte, war der Bürgerkrieg in Peru, und der Anteil, den die Republik Columbia an demselben nahm. Diese Republik, mächtig durch den Geist ihres Stifters Bolivar, verschmähte jedes Bündniß mit Brasilien, dessen Regierungsform sie als eine Anomalie in der großen Föderation der amerikanischen Freistaaten betrachtete. Buenos-Ayres hatte den Verlust Montevidoe's nicht verschmerzt; und da die Portugiesen das östlich vom La Plata-Strom gelegene Gebiet seit dem Dezember geräumt hatten, so wendete sich die Feindschaft des Freistaates Buenos-Ayres gegen die Brasilianer und deren Regierung. Und diese Feindschaft konnte für die Ruhe Brasiliens nicht ohne Folgen bleiben, da Buenos-Ayres ein Bestandtheil der großen amerikanischen Föderation war, diese aber den Grundsatz angenommen hatte, daß ganz Amerika von den Bestimmungen Europa's unabhängig werden müsse. Ohne Stützpunkt, weder in Amerika noch in Europa, und gänzlich dem Laufe der Begebenheiten überlassen, — wie hätte der Kaiser von Brasilien sich schmeicheln können, daß er die übernommene Rolle, seine Absichten mochten für oder wider das Mutterland seyn, mit Erfolg und Ruhm durchführen werde? —

Dom Pedro hatte, seinem Worte getreu, alsbald nach Auflösung des Congresses, durch seinen Geschichts von Brasilien. II. 3

Staatsrath eine neue Verfassungsurkunde eiligt entwerfen und dem Senate zur Begutachtung vorlegen lassen. Dieser war der sonderbaren, wie wohl auf den ersten Blick sehr einfachen Ansicht: das Urtheil der öffentlichen Meinung über die Güte der vorgeschlagenen Verfassung könne am leichtesten dadurch gewonnen werden, daß man sämmtliche Bürger auffordere, ihre Billigung oder Mißbilligung in öffentlich aufgelegten Registern auszusprechen. Der Vorschlag wurde angenommen, und da es der vollziehenden Gewalt durch allerlei Mittel nicht sehr schwer wurde, Billigung und Mißbilligung wenigstens der Mehrzahl, nach Beleben zu leiten, so fielen natürlicherweise die meisten Stimmen sehr günstig aus.

„Abgesehen von den Umständen, unter welchen die Constitutions-Urkunde vorgelegt wurde, war diese nur darauf berechnet, den Brasilianern Vertrauen einzuflößen. Festgestellt war in ihr, so weit es durch Worte geschehen kann: die Unabhängigkeit des Reichs, die Gleichheit der Rechte, die erbliche und constitutionelle Monarchie in der Ordnung der Erstgeburt, ohne Unterschied des Geschlechts; ferner die Fortdauer der katholischen Religion, als Religion des Kaiserreichs, und die Duldung, wenn gleich nicht die öffentliche Ausübung, anderer Gottesverehrungen. Dieselbe Urkunde erkannte vier Staatsgewalten; die gesetzgebende, die mäßigende, die vollziehende und die richterliche. Die erste dieser Gewalten sollte geheilt werden zwischen dem Kaiser, einem Senat und einer Kammer von Abgeordneten; die zweite und die dritte sollten dem Kaiser allein zukommen, welcher die mäßigende Gewalt übt; 1) indem er

die Senatoren ernennt; 2) indem er die außerordentliche allgemeine Versammlung in der Zwischenzeit der Sitzungen zusammenberuft; 3) indem er die Dekrete dieser Versammlung sanktionirt, um ihnen Gesetzeskraft zu geben; 4) indem er die allgemeine Versammlung prorogirt und die Kammer der Abgeordneten auflöst, so oft die Staatswohlfahrt es erheischt; 5) indem er seine Minister ernennt; 6) indem er die Magistrate suspendirt; 7) und 8) indem er Gnade übt und Amnestien bewilligt.“

„Die Verantwortlichkeit der Minister war in dieser Constitutionsurkunde ausdrücklich festgestellt, und zwar in der Art, daß der Senat über ihre Verbrechen und Vergehungen, so wie über die der Glieder des kaiserlichen Hauses erkennen sollte. Was endlich die richterliche Gewalt anlangt, so verdient bemerk't zu werden, daß sie sich, nach dem Muster des britischen Verfahrens, sowohl in bürgerlichen als in peinlichen Sachen, auf die Anwendung des Gesetzes beschränkte, indem die Entscheidung über das Thatsächliche Geschworenen vorbehalten war*).

Wenn der neue Verfassungsentwurf, als alleiniges Werk des Kaisers und seiner Behörden, schon an und für sich viele Gegner hatte, vielleicht ohne so herbe Kritik zu verdienen, so kam noch als besonderer Umstand der Haß hinzu, welchen die Provinzen der Hauptstadt Rio - Janeiro trugen. Vor allen zeichnete sich hierin das jederzeit stürmische und entschieden republikanisch - gesinnte Pernambuco aus. Nichts desto weniger

*) Buchholz, XIII. 54 ff.

warb das Grundgesetz des Kaiserreiches Brasiliens, als durch eine unermessliche Mehrheit von Zustimmungen gutgeheißen, im ganzen Lande verkündigt, und von dem Kaiser und der Kaiserin, so wie von allen Behörden und Gemeinden feierlich beschworen (25. März). Freudenfeste der mannichfachsten Art, wie gewöhnlich, folgten. Aber es dauerte noch lange Zeit, bis die Constitution von dem Papire in's Leben überging und in der Meinung des Volkes einigermaßen wurzelte. Die Institutionen, die Hauptwurzeln und Lebenskräfte jeder freien und wirksamen Verfassung, wurden auch hier nach demjenigen erst eingeführt, welchem sie billig hätten vorangehen sollen.

Die Gährung der Gemüther begann auch bereits um diese Lage in verschiedener Gestalt sich abermals zu zeigen; am allerheftigsten zu Pernambuco. Dom Manoel de Carvalho Paes d' Andrade, eins der einflussreichsten Haupter der republikanischen Partei, war durch eine Volksversammlung zum einstweiligen Befehlshaber der Provinz ernannt worden. Er weigerte sich die Verfassung und das Ansehen des Kaisers selbst nur anzuerkennen. Vergebens bemühte sich die Partei Dom Pedro's, einen andern Gouverneur einzuschwärzen; vergebens stellte man Dom Carlos da Silva Ferro, früher durch Reichthum vor allen seinen Mitbürgern in der Provinz mächtig, an die Spitze der Bewegungen für eine Gegenrevolution; die demokratische Partei behauptete sich siegreich, und Carvalho seine Stelle und seinen Einfluß. Der Kaiser beschloß nun die Unterwerfung der Stadt und Provinz durch Waffengewalt.

Zuerst sollte eine einfache Blokade des Hafens

von Pernambuco versucht werden. Der Commissar Taylor wurde zu diesem Schuf mit einem Geschwader abgesendet. Voran ging ein kaiserliches Dekret, welches die Einwohner nochmals freundlich zur Unterwerfung aufforderte, es blieb aber ohne Wirkung; eben so auch die Nachricht, welche über die beabsichtigte Landung eines portugiesischen Heeres von mehr als 10,000 Mann, zu Wiederunterjochung der Colonie, und über Dom Pedro's patriotischen Eifer und treffliche Maßregeln zu mutvollem Widerstande, sich verbreitete. Man hielt von Seite der Republikaner die ganze Sache für ein selbst angespönnenes Spiel des Hofs, um Tugenden glänzen zu lassen, an die Niemand glauben wollte. Sir Taylor stellte zwar, auf Dom Pedro's Befehl die Blokade ein; aber auch dieser Beweis von Großmuth entwaffnete die Demokraten nicht, vielmehr forderte Dom Carvalho in begeisternden Manifesten die Nordprovinzen Brasiliens auf, die Gewaltherrschaft abzuschütteln, und eine freie „Föderation des Äquators“ zu bilden.

Auf die Nachricht hier von fühlte der Kaiser die ganze Nothwendigkeit des kräftigsten Anklapfes gegen die immer mächtiger werdende Partei der Republikaner. Noch gegen Ende Julius wurde eine kleine Flotte ausgerüstet, bestehend aus dem Linienschiffe Dom Pedro, einer Corvette, einer Brigg, verschiedenen Bombardier- und Transportschiffen, so wie aus einer Truppenabtheilung von 1000 — 1200 Mann. Lord Cochrane führte den Oberbefehl. Der Brigadier Lima, zugleich zum künftigen Militairgouverneur der Provinz Pernambuco mit unbeschränkten Voll-

machten ernannt, stand als zweiter Befehlshaber unter ihm.

Am 23. August traf der Lord vor der wider-
spenstigen Stadt ein, und forderte sie zur Ueber-
gabe ihrer Waffen, Forts, Kriegsschiffe, Ge-
schützstücke und Kassen, binnen eines Zeitraums
von fünf Tagen auf, wogegen er den Einwoh-
nern Schutz und Sicherheit der Personen, und den
Urhebern und H äuptern der Empörung Amnestie,
unter der Bedingung antrug, daß sie die Staaten
des Kaisers, ohne dessen besondere Erlaubniß, ferner
nicht mehr betreten würden. Diese Unerbitten-
sanden keinen Eingang. Die Einschließung der
Stadt begann, und bald auch die Bombardirung
der in sehr gutem Zustande befindlichen Forts.

Carvalso und Barros, entschlossen, das
Außerste zu wagen, boten einen Widerstand,
welcher selbst die Energie und die Gewandtheit
Cochranes ermüdete. Er überließ demnach dem
Commodore Juell die Fortsetzung der Blokade,
und segelte nach Bahia ab, daselbst Unterstützung
an sich zu ziehen. Lima aber unternahm von
Eugenio de Suassienne, dessen er sich bemächtigt,
mannigfache Bewegungen gegen Carvalso. Das
Unglück wollte, daß dieser durch eine derselben
von der Stadt abgeschnitten und gezwungen wurde,
sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes zu
flüchten, dessen Befehlshaber ihn gastlich aufnahm.
Es war umsonst, daß er auf die früheren Be-
dingungen hin nunmehr zu kapituliren wünschte;
Lima forderte, bei veränderten Umständen, unbe-
dingte Uebergabe. Bis zur Mitte des Septem-
bers dauerte der Kampf fort; die Republikaner
leisteten verzweiflungsvolle Wehre; endlich jedoch,

nachdem sie durch die größere Taktik der Belagerer aus allen Verschanzungen vertrieben worden, streckten sie die Waffen, nur theilweise. Mehrere Abtheilungen, welche außerhalb der Stadt sich befanden, gelang die Rettung nach Guiana.

Die Niederlage der Pernambucaner vereitelte zwar den großen Plan der Conföderation des Äquators; aber sie vernichtete weder den Geist des Widerstandes in der übrigen Provinz, noch schlug sie die Hoffnungen der Patrioten in den andern nördlichen Landschaften völlig darnieder. Man ergab sich bloß in die Umstände, und harrete besserer Augenblicke zur Wiederaufnahme des abgerissenen Entwurfes. Der Einfluß und das Beispiel der republikanischen Nachbarstaaten erhielten die gebeugten Freunde demokratischer Freiheit noch mehr aufrechte, und Dom Pedro's Lage war so kritisch und gefährlich, daß bloß die Summen des englischen Anleihens und die Politik Englands, deren Seele Canning war, ihn retteten.

Um das Bild des Ganzen klarer und anschaulicher zu geben, werden wir von nun an die politischen Hauptparteien, in welchen Brasilien und sein Monarch eine Rolle gespielt, zusammenhängend, eine nach der andern, und zwar in ihren verschiedenen Richtungen nach Innen und Außen verfolgen. Zuerst wird also die Geschichte der Regulirung des Verhältnisses zu Portugal, die endliche Anerkennung der Selbstständigkeit Brasiliens und der Souveränität Dom Pedro's, in Kurzem gegeben werden; nach diesem von den Freundschafts- und Handelsverträgen mit europäischen Mächten, von dem Kriege mit Buenos-Ayres, der Thronfolge in Portugal und dem groben

Skandale die Rede seyn, durch welchen die Tochter des Kaisers von Brasilien, allen Rechten und Verträgen, und der Politik und Moral gleich entgegen, ihrer anerkannten Rechte auf den Thron von Portugal beraubt worden ist.

Die gleichen Gründe, welche den großen Staatsmann Englands bestimmten, die Unabhängigkeit mehrerer ehemaligen Colonien Spaniens in Mittel- und Südamerika anzuerkennen, und den bereitwilligen Arm gewisser absolutistischer Cabinets des Festlandes zu Unterstützung Ferdinands VII. abzuhalten, vermochten ihn auch, Alles anzuwenden, daß Brasiliens Selbstständigkeit von dem früheren Beherrcher freiwillig zugestanden wurde. Das Cabinet von Lissabon war in eben so viele Ansichten, als die Familie selbst in Parteien, getheilt. Damals unterschied man hauptsächlich drei: eine englische, französische und spanisch-österreichische. Erstere suchte, indem sie Englands Interesse hauptsächlich im Auge hielt, die Regierung zu einer constitutionellen Reformations zu gewinnen, welche dem Lande auf jeden Fall, auch beim Fortherrschen des englischen Einflusses, nur heilbringend seyn konnte. Die französische wünschte den Sieg der monarchischen Prinzipien, aber gleichwohl einen vernünftigen Zustand der Dinge; bei Durchführung einer solchen Rolle hoffte man Frankreichs Zwecke zu fördern, und zugleich in der öffentlichen Meinung, welche dem Ministerium Villele's so verächtlich begegnete, wiederum einigen Ruhm zu gewinnen, und das Land dem englischen Einfluß zu entreißen. Die dritte Partei suchte nur den Sieg des theokratisch-absolutistischen Systems und die moralische Erröd-

tung des Geistes der portugiesischen Nation, in wie fern solcher durch die Ereignisse der letzten 30 Jahre hineingekommen war. Die erste und eine Abtheilung der dritten vereinigten sich jedoch diesmals mit einander in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, daß Brasilien von Portugal frei erklärt würde. England, um den Colonialhandel des Landes in seine Gewalt zu bekommen und in Portugal den Meister zu spielen; Österreich, damit seine Kaisertochter nicht länger eine durch revolutionäre Prinzipien und Kräfte erworbene Krone theile, und der Republikanismus nicht auch auf diesem Punkte der neuen Welt siegreich werde. Nur Spanien, noch von frischem Grimm über Cannings diplomatische Unthat erfüllt, wendete sich mit Abscheu von dem bloßen Gedanken einer vertragsmäßigen Aussöhnung. Seine apostollischen Unterhändler und die Anhänger der Königin, welche in ihrer Abgeschiedenheit zu Queluz und Ramalsao fortwährend an dem Gift- und Herenbrei für ihr unglückliches Vaterland kochte, wendeten alles an, Dom João von jedem Vergleich mit seinem rebellischen Sohne abzuhalten.

Nichts desto weniger leitete Herr Canning Alles auf das Beste ein. Man paralysirte auf jede Weise alle Rüstungen, zu welchen der politische Unverständ der anti-englischen Partei sich zu ermannen suchte. Noch im Jahre 1824 vermochte man den Kaiser Dom Pedro, welcher bis jetzt keinem portugiesischen Abgesandten auch nur die Landung erlaubt hatte, zu einigen mildern Maßregeln. Eben so zeigte sich seinerseits auch das portugiesische Cabinet etwas freundlicher.

Man gab die brasiliischen Gefangenen frei.

In mehrern Häfen des Kaiserreiches wurden Schiffe unter portugiesischer Flagge zugelassen. Für die Ansichten Cannings arbeitete Palmella, für diejenigen Frankreichs Subserra am meisten *). Nach vielen vergeblichen Bemühungen erpreßte man endlich von dem Könige Johann oder dessen Ministern, das Zugeständniß: Brasilien soll den Namen eines Kaiserthums und eine besondere Constitution, Dom Pedro den Titel eines Kaiser-Regenten erhalten; die Colonie selbst aber, soll wie bisher, mit Portugal verbunden bleiben.

Nachdem hierdurch zum mindesten eine sichere Grundlage zu fernerer Unterhandlung gewonnen worden, ging der berühmte Mittler und Todtengräber der neuen Verfassungen in einer Person, Sir William A' Court (Lord Heitesbury) nach Lissabon (noch im Oktober 1824). Die von ihm und seinen Gegnern gespielten Intrigen, und der erfolgte Ministerwechsel, welcher Cannings Plane um vieles weiter förderte, findet man in der Geschichte von Portugal und in der des portugiesischen Repräsentativ-Systems erzählt. Auch Sir Charles Stuart, ebenfalls nun nach Lissabon gesendet, operirte inzwischen wacker mit; der Graf Barbacena,

*) Gleichwohl hält das Cabinet der Tuilerien es nicht für nothwendig, diesen dermal zwischen Leben und Tod in Dom Miguel's Kerken schmachenden, und seiner gerichtlichen Meuchelmordung entgegensehenden Diplomaten, auch nur durch eine ernsthafte Depesche zu retten, so wie man auch zu allen übrigen Gräueltaten diplomatisch-artistisch stillgeschwiegen hat. Solches heißt heut zu Tage: „Sieg der Prinzipien.“

im neuen Ministerium die Hauptperson und in Dom Pedro's Interesse, und mit Palmella insgeheim fortwährend verbunden, war die Seele der Bemühungen für die Emancipation Brasiliens. Man unterstützte das Anleihen des Kaisers, welches die Judenfamilie Rothschild übernahm. Die Partei der Königin und ihrer Verbündeten war in Verzweiflung, da sie einen Sieg constitutioneller revolutionärer Grundsätze für Portugal nicht minder als für Brasilien nahe sahen.

Endlich war man im Februar 1825 zu London, wo auch der Prinz Esterhazy sehr thätig an den Unterhandlungen Theil nahm, so weit vorgeschritten, daß dem Kaiser nachstehender Antrag, mit Bewilligung Dom João's gemacht werden durfte: „So lange Dom João VI. lebt, führt Dom Pedro, sein Sohn, den Namen eines Kaiser-Regenten; nach dessen Tode aber denjenigen eines Königs von Portugal und Kaisers von Brasilien. Das neue Reich bezahlt an das Mutterland eine Entschädigungssumme und bleibt, wiewohl mit demselben, mittelst eines gemeinsamen Oberhauptes, verbunden, ein für sich bestehender Staat.“ Die brasilischen Gesandten erklärten ihre Vollmacht für unzureichend, und stellten völlige Unabhängigkeit als Conditio sine qua non jedes endlichen Vergleiches auf.

Sir Charles Stuart reiste nichts desto weniger mit einer außerordentlichen Sendung nach Rio-Janeiro, wie es scheint, auch von Lissabon aus mit ungewöhnlicher Vollmacht versehen. Er kam gerade zu einer Zeit in Brasilien an, wo der Krieg mit Buenos-Aires um Montevideo, die Pläne auf Paraguay, die Umrübe der

republikanischen Partei, und die Politik und Entwürfe Bolivars den Kaiser auf das mannichfältigste bewegten und mit Besorgnissen jeder Art erfüllten. Nie hätte der Augenblick zu Abschluß eines Vergleiches gelegener seyn können, als der gegenwärtige.

Dom Pedro empfing den englischen Vermittler auf ausgezeichnete Weise (28. Juli 1825), und der Staatsrat Rathschlagte ohne Säumen über die Gegenstände seiner Sendung. Am 29. August wurde der Vertrag zwischen Brasilien und Portugal unterzeichnet. Dom João VI. erkannte in demselben ersteres Land als ein unabhängiges, von Portugal, Algarvien und den übrigen Besitzungen getrenntes Kaiserreich, seinen Sohn Dom Pedro de Alcantara aber als Herrscher desselben an. Der König, welcher aus freiem Willen für sich und seine Nachkommen alle Rechte auf das Land Brasilien an Dom Pedro und dessen Erben abtritt, behält sich bloß ebendenselben kaiserlichen Titel vor.

Für Ausgleichung aller zwischen beiden Reichen noch obwaltenden Irrungen, nehmen beide Monarchen die Vermittlung Sr. Großbritanischen Majestät an. Als bald sollen auch von beiden Seiten Bevollmächtigte zusammentreten, und die wechselseitigen Reclamationen in's Reine bringen. Sir Charles Stuart, von Portugal in dieser Eigenschaft bereits ernannt, überbrachte nunmehr, nach einer Ueberfahrt von 52 Tagen, die wichtige Botschaft des angenommenen Vertrages.

In ganz Brasilien, wo man an die Sache Dom Pedros und der constitutionellen Monarchie aufrichtige Anhänglichkeit fühlte, herrschte Jubel und Begeisterung über das Geschehene. Die re-

publikanische Faktion allein fühlte sich einer ihrer vorzüglichsten Stützen, der Ungewissheit des bisherigen Zustandes und der Furcht vor Portugal, durch welche das Ansehen des Kaisers stets noch in Schach gehalten und gemindert worden war, von nun an beraubt.

Fünftes Kapitel.

Dom João's Tod. Die Carta de Lei. Donna Maria, Königin von Portugal. — Die Verträge Brasiliens mit auswärtigen Mächten. — Verhältniß zu Dr. Francia. — Tod der Kaiserin Maria Leopoldina. Generalversammlungen von 1826 und 1827.

Ein großer Theil der portugiesischen Patrioten, aus Gründen, welche ihrem Gefühle mehr denn ihrem Herzen Ehre machten, vernahmen die Nachricht von endlicher Lostrennung der wichtigen Colonie, mit Bedauern und Schmerz. Die Einsichtsvollern erkannten, daß es der Nation mehr fromme, das Unhaltbare freiwillig aufzugeben, und die heimische Kraft für Verbesserung des internen Zustandes anzuwenden, statt zu fruchtlosem Ankampf wider den Geist der Zeit und den Willen des Schicksals in einem entfernten, Portugal längst im Geist entfremdeten Lande zu vergeuden. Andere fanden im Sieg der Grundsätze hincreichende Entschädigung, und in dem freundschaftlichen Verhältniß zu einem Bruderstaate größern

Gewinn, in materieller wie in moralischer Beziehung, denn in dem Widerwärtig - Feindseligen eines Gewaltherrn zu einem unterdrückten und in seinen edelsten Rechten mishandelten Volke. Alle drei aber ahneten die furchtbaren Ereignisse nicht, die aus dieser Trennung, wiewohl nicht als unmittelbare Folge, sondern gegen die Berechnung der Verständigsten, für Portugal sich entwickeln sollten.

Während Dom Pedro die Bemühungen der Republikaner in Brasilien mit kräftigem Arme niederschlug, entdeckte Verschwörungen mit Beil und Strang bestrafte, mit England Freundschaft unterhielt, diejenige des Libertadors Bolívar suchte, zur Theilnahme am großen Congress der amerikanischen Staatenbunde bereit sich erklärte, und mit Dr. Francia Briefwechsel pflegte, während Brasiliens Handel aufblühte und der des ehemaligen Mutterlandes neuen Schwung erhielt, erkrankte plötzlich sein Vater, der König João VI. von Portugal, und starb, man weiß noch immer nicht, ob an natürlicher Krankheit, ob an Wirkungen der Chokolade von Mastra, zubereitet von der Hand der Apostolischen, — nachdem er noch zuvor seine zweitälteste Tochter, die geistvolle und anmutige Prinzessin Isabella, zur Regentin von Portugal erklärt hatte.

Noch vor diesem Ereignis hatte bange Un gewissheit der Gemüther sich bemächtigt, welcher von beiden Prinzen auf den Thron von Portugal einst wohl nachfolgen würde, ob der Kaiser von Brasilien (vermöge der alten Reichsgesetze und des Rechtes der Erstgeburt), oder der Infant Dom Miguel (vermöge der vertragsmäßigen

Erinnerung beider Länder). Jener Vertrag selbst hatte auf diesen Fall hin keine Verfügung; doch behauptete man, geheime Klauseln, zu Gunsten D. Pedro's, von England garantirt, seyen demselben bei seinem Abschluß gleich beigefügt gewesen. Die Meinung der Mehrzahl von Staatsrechtsherrn und die der meisten Cabinets ging dahin: Dom Pedro habe wohl für seine Person, aber nicht für die seiner rechtmäßigen Erben auf den väterlichen Thron entsagt und entsagen können. Da der Kronprinz von Brasilien, sein ältester Sohn, vermöge der Constitution dieses Landes, in demselben allein einst herrschen konnte, so ging das Recht desselben natürlicherweise, und in Folge der portugiesischen Reichsgesetze, auf das zweite Kind des Kaisers und Königs, die älteste Prinzessin, Donna Maria da Gloria, damals Prinzessin von Groß-Para, über. Die Partei von Queluz u. s. w. aber hoffte für den Liebling Dom Miguel, dessen große Verdienste und Herrscherfähigkeiten durch mehr als ein Ereigniß, worunter Coule's Ermordung nicht das ruhmloseste war, sich bereits kund gegeben hatte. Man harrete mit angstlicher Ungewissheit der Bekanntmachung des geheimen Artikels in dem oben genannten Vertrage, welcher allein das Rätsel lösen konnte, und mit dem man schon seit längerer Zeit sich herum getragen hatte.

Die europäischen Mächte, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Dom Miguel, seiner Mutter und der apostolischen Faktion auf den schlimmsten Fall hin im Geheimen Hülfe zugesagt, anerkannten die Rechte des Dom Pedro. Man beschloß denselben feierlich zu bewillkommen und seine

Befehle einzuholen. Canning arbeitete für friedliche Vereinigung der tiefverwickelten Sache. Sir William Coutt, vermutlich schon damals im Solde der Tories von England und des Festlandes, spielte den eifigen Constitutionellen, und ermutigte die Prinzessin - Regentin zu standhaftem Ausharren auf ihrem schwierigen Posten. Dom Miguel, welcher seit seiner Verbannung, zu Wien die nothdürftigsten Elemente der Menschwerbung und in den Künsten seiner künftigen Bestimmung gehörigen Unterricht empfangen hatte, unterwarf sich scheinbar der Gewalt seines Bruders. Schon damals aber arbeitete man diplomatisch von einigen Seiten an seiner einstigen Erhebung.

Sir Stuart war am 1 März 1826 zu Rio Janeiro eingetroffen und von dem Kaiser auf das huldreichste empfangen worden. Dom Pedro beeilte sich, das Loos seines ehemaligen Vaterlandes, in welchem zu herrschen vom Schicksal ihm nicht vergönnt war, seiner erhabenen Stellung und der bisher gespielten Rolle würdig, zu entscheiden. Er bestätigte seine Schwester Isabella in ihrem Amte als Regentin - Reichsverweserin des Königreiches Portugal, gewährte allen Portugiesen ohne Unterschied, welche vom Jahre 1820 an, politischer Verbrechen sich schuldig gemacht, Amnestie, und gab dem Lande eine politische Verfassung, Carta de Lei, der brasilischen nachgebildet, am 23. April des Jahres 1826. Hierauf trat er alle seine Rechte auf die Krone Portugal an seine Tochter Donna Maria da Glória ab, welche er zugleich seinem Bruder, Dom Miguel zur Gemahlin bestimmte (2. Mai). Nachdem dies geschehen und Herr Stuart

zur Ueberbringung der freudenreichen Botschaft nach Lissabon entlassen worden, versammelte der Kaiser auch alsbald nach seiner Rückkehr aus Bahia, wo er eine Zeitlang sich aufgehalten, die zu Ende des Jahres 1825 bereits einberufenen Rämmern, und beschwore am 25. März abermals die Verfassung. Eröffnung und Schluß gingen auf das prunkvollste vor sich. Der Kaiser erklärte den Brasilianern, daß er aus Liebe zu ihnen, dem Throne Portugals entsagt. Alle öffentliche Aktenstücke huldigten dem Systeme der gesetzlichen Freiheit unverhohlen. Das Volk begann nunmehr im Ernst an des Kaisers constitutionelle Gesinnung zu glauben, und jetzt erst, nachdem er von Portugal auf gleich würdige, als vortheilhafte Weise sich losgesagt, schien er in dem Herzen der Brasilianer eingebürgert.

Es ist vielfach die Rede davon gewesen, daß England (durch Canning sowohl als Stuart), an Absaffung jener portugiesischen Charte Theil gehabt. Allein beide Männer haben dies auf das Bestimmteste geläugnet, und der Minister sogar das Werk Dom Pedro's in vielen Punkten, als unpraktisch, förmlich gemißbilligt. Man behauptete später sogar, die Carta de Lei sey von des Kaisers eigener Person entworfen, und nach seinen Lieblingsideen, von einem hoch in seinem Vertrauen stehenden Brasilier ausgearbeitet worden.

Dom Pedro's Name erscholl fortan in dem Munde der Mehrzahl Portugals, als derjenige eines segenreichen Gesetzgebers und Wohlthäters. Man feierte sein Andenken auf jegliche Weise. Man ehrt England, und seinen berühmten Staatsmann und die Unterhändler, welche die Sache betrieben, mit einem Gefühl, das den alten Nationalhaß gegen

alles Englische auf eine Zeitlang verdrängte. Über der Tod Cannigs, die Schläffheit des Ministeriums und die Handlungsweise eines Wellington, H'Court, Goderich, Beresford und Aberdeen zerstörten nach kurzer Zeit alle Früchte wieder, und verwandelten dasjenige, was ursprünglich zum Segen verliehen worden war, in gräuelvollen Fluch.

Wir kehren nunmehr zu den Akten und Schicksalen Dom Pedro's, als Monarch von Brasilien, zurück. Er hatte England für mannigfach geleistete Dienste verbindlich sich erzeigt, und seinen Handel auf jede Weise begünstigt. Die Diplomaten des mächtigen Inselreiches behaupteten zu Rio - Janeiro einen Haupteinfluß. Ein Handelsvertrag zwischen beiden Staaten war schon früher abgeschlossen, und unterm 18. Oktober 1825, in der brasilianischen Hauptstadt unterzeichnet worden. Das englische Ministerium fand jedoch allerlei Anstände, und versagte seine Genehmigung *). Nach verschiedenen Schwierigkeiten kam auch mit Frankreich (im Juni 1826) ein Freundschafts- und Handelsvertrag zu Stande. Diesem folgten, ein Jahr darauf (16. Juni 1827), ähnliche Verträge mit Österreich, welches nun die Kaiserstochter als rechtmäßige Monarchin Brasiliens, und die Enkelin zweier Kaiser, als legitime Königin von Portugal (damals noch) erblickte; eben so mit den hanseatischen Republiken Hamburg, Lübeck und Bremen (17. Octbr. 1827).

*) Der Punkt wegen wechselseitiger Auslieferung der Verbrecher verzögerte den Abschluß. Falsche Schaam! Eitle Koketterie, man kennt dich, schöne Maske.

Das freundliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und dem Dr. Francia hatte um diese Zeit bereits aufgehört. Noch gegen das Ende des Jahres 1826 fanden unangenehme Berührungen statt. Der Diktator von Paraguay hatte früher Dom Pedro das Wort gegeben, in des Kaisers Verhältnissen zu Amerika und Europa völlige Unparteisamkeit zu behaupten. Eben so hatte er Bevollmächtigte nach Madrid geschickt, um gewisse Vorschläge zu machen, welche auf den Fall ihrer Verwerfung von Seite der spanischen Regierung, sodann dem Kaiser ebenfalls zur Entscheidung übersandt werden sollten. Eine mächtige Intrigue, von der Königin Charlotte angespontnen, war der Haupthebel dieser mystischen Unterhandlung. Allein sie scheiterte, und die Commissäre wurden von Dom Ferdinand VII. nicht nur nicht angehört, sondern selbst mishandelt, nach den Grundsäcken des in Spanien herrschenden Gaste- und Völkerrechtes.

Dr. Francia hielt dafür: Dom Pedro's Besitzungen und seine Carta de Lei trügen alle Schuld daran. Er klagte daher bitter den Kaiser an, daß er die Revolution auf den amerikanischen Continent gebracht und lüsterne Augen auf den Staat Paraguay geworfen habe; daß er es sey, welcher, mit Hülfe britischer Sendlinge, die Mission der Commissäre in Madrid vereitelt. Die neue Verfassung, die er den Portugiesen gegeben, und durch die die Revolution in jenem Lande aus ihrer Asche wieder erstanden, wäre nur der Deckmantel seiner Pläne auf das linke Ufer des Uruguay. Wenn Dom Pedro fortsühre, sich durch unwürdige Einflüsterungen leiten zu lassen, Ein-

flüsterungen, wodurch sogar seine ehrwürdige Mutter in den tiefsten Kummer versetzt worden sey, so werde sich Dr. Francia und die Regierung von Paraguay nie in Verbindung einlassen. In Paraguay wisse man wohl, daß Dom Pedro Schuld an der Empörung des Abendeno trage (eines Mannes, der zuerst die jetzige Verfassung Paraguay's vorschlug, und deshalb, auf Francia's Befehl, am 26. Oktober 1826 hingerichtet wurde).

Der Diktator hatte, in Folge der angeblich von Brasilien unternommenen Bewegungen, die für eine Weile an B. Zapidas übertragenen Zügel der Regierung, mit neuer Kraft und Raschheit ergriffen, und den Abgeordneten des brasilischen Generals, der in dem Staate Banda Oriental befahlte, nicht einmal zugelassen, vielmehr denselben auf barsche Weise zur Rückreise nach Matto = Grosso genötigt. Nach diesem war auch, trotz freundshaftlichem Vergleichsanerbieten, eine brasilische Brigg in den Gewässern von Paraguay durch eine Goelette des Diktators verhindert worden, ihren Weg fortzusezen. Endlich traf Francia ernsthafte Rüstungen, wie zu Abwehrung eines feindlichen Angriffs. Vergebens begehrte der Admiral Dom Pedro's von dem Befehlshaber der paraguay'schen Seemacht die Erlaubniß, einen Unterhändler nach Assomption zu schicken; der gestrenge Doktor erklärte alle fernere Verbindungen mit Brasilien abgebrochen, drohte, jedes Schiff, das über St. Nikolas de los Arroyos vordringen würde, anhalten und die Mannschaft niederschießen zu lassen. Gegenmaßregeln von Seite des Kaisers erwartend, bereitete er sich zu ernsthaftem Kampfe, stellte er ein Beobachtungsheer auf die Gränze, theilte

er Kaperbriefe aus. Kurz vorher war, da der König von Spanien den vortheilhaften Vorschlägen, welche die Regierung von Paraguay, unterstützt von der Königin Caroline, der mächtigen Stütze des römisch-katholischen Glaubens, ihm gemacht, kein Gehör gegeben hatte, die Unabhängigkeit der theokratischen Republik förmlich ausgerufen worden. Dadurch hoffte man allen künftigen Attentaten Dom Pedro's auf dies von Revolutionsstürmen bisher frei erhaltene Land, hinreichend begegnet zu haben. Die Zeit wird lehren, ob es dem brasiliischen Kaiser nicht gelingt, einen Staat mit dem seinigen zu vereinen, welcher durch Jesuiten entstanden, und durch einen Jesuiten mit Robespierriischem Charakter bisher regiert worden ist.

Eine tiefe Wunde wurde dem Herzen Dom Pedro's durch den Tod seiner oben genannten liebenswürdigen Gemahlin, Maria Leopoldina, geschlagen, welche am 11. Dezember des Jahres 1826 gestorben war. Sie nahm die Achtung und die Thränen aller bessern Brasilianer mit in's Grab. Niemals hatte sie die ihrem Geschlecht und Hause oft so eigene Sucht, in Staatsachen sich zu mengen und politische Intrigen anzuzetteln, getheilt, noch vielweniger den Haß eines fremden Cabinets gegen alles constitutionelle Wesen in dasjenige ihres Gemahls zu verpflanzen gesucht. Sie erfüllte alle ihre Pflichten, als Gattin und Mutter, musterhaft. Die Weisheit hat auch dessen ungeachtet das traurige Ereigniß ihres frühen Absterbens ergriffen, und dasselbe mit einem geheimen Verhältnisse Dom Pedro's in Verbindung gebracht, bloß in der Absicht, einem con-

stitutionellen Fürsten in der öffentlichen Meinung dadurch zu schaden, welcher diese letztere zu ehren und anzuerkennen es wagte.

Die Sitzung des Nationalcongresses vom 3. 1827, welche am 3. Mai von dem Kaiser in eigener Person eröffnet worden, füllte sich meist mit Betrachtungen über die nunmehr so glücklich geregelten Verhältnisse Portugals, und Berathungen über den Krieg mit Buenos-Ayres, und mit Verbesserung der Finanzen des Landes. Beide letztere Dinge waren aber gerade sehr unvereinbar, und ehe der Gang der Gegebenheiten uns noch einmal zu kurzem Rückblicke auf das portugiesische Drama hincust, und zu Dom Pedro's neuesten Entschlüssen; ist es nothwendig diejenigen Ereignisse in gedrängtem Umriss vorüber zu führen, welche nicht nur die innere Erstarkung Brasiliens bis dahin verhindert und viele seiner edelsten Kräfte erschöpft, sondern auch den Kaiser seither noch verhindert haben, gegen den frechen Räuber der Krone seiner schimpflich verschmähten Tochter mit aller Macht des gereizten Königszornes aufzutreten.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit Buenos-Ayres. — Dessen Hauptereignisse und Ausgang. — Donna Maria wird der portugiesischen Krone beraubt.

Die nahern Umstände der Besitznahme der Banda Oriental, welche längere Zeit einen Bestandtheil des Vizekönigreiches Buenos-Ayres gebildet, die vorangegangenen Begebenheiten des Kampfes der Argentiner mit Spaniens Heeren, die Gewalt-herrschaft des Parteidängers Artigas, und die Bedingungen, unter welchen Brasilien die wichtige Provinz interimistisch zu seinen Händen nahm, möge man später in der Geschichte von Montevideo vergleichen, welches, als nunmehr selbstständiger Freistaat, ebenfalls eine Abtheilung in unserm historischen Cyklus von den amerikanischen Republiken erhalten muß. Eben so gehört auch der Kampf um die Banda Oriental selbst, sowohl in diese Abtheilung, als in die Darstellung der Schicksale des argentinischen Staatenbundes. Um somit dieselbe Sache nicht dreimal zu erzählen, führen wir hier nur die vorzüglichsten Momente des merkwürdigen Streites an den Augen des Lesers vorüber.

Die Einwohner von Montevideo und dem dazugehörigen Gebiete hatten stets die Absicht blicken

lassen, vom Kaiserstaate Brasilien sowohl als der La Plata-Republik unabhängig, nach eigenen Gesetzen sich zu regieren. Doch hing ihr Herz, im Fall einer Wahl zwischen beiden, mehr an der letztern denn an dem erstern, da bei dem vorwaltenden Föderativsystem, ihr Wunscht nach politischer Unabhängigkeit wenigstens zum Theil sich verwirklicht haben würde. Noten und Beschwerden wurden hinter einander in großer Anzahl gewechselt; allein der Kaiser Dom Pedro hielt mit starkerm Arm die knirschende Provinz in seinem Gehorsam, und die Einwohner erklärten durch erzwungene Adressen ihre innige Bereitwilligkeit, für immer mit Brasilien vereinigt zu bleiben. Endlich jedoch machte der unterdrückte Volksgeist sich Luft; am 21. April 1825 brach allgemeiner Aufruhr aus und die republikanische Partei erhob trozig ihr Haupt. Die Patrioten vom La Plata hatten durch Geldsummen, Briefwechsel und Unterhändler die Flamme angeblasen, und die materiellen Mittel des Widerstandes so viel wie möglich zugeführt.

Der General Lavalleja stellte sich an die Spitze bewaffneter Haufen, landete am linken Ufer des La Plata, und bestimmte Fructuoso Ribeira, einen der Feldherren Dom Pedro's, zum Uebergang zur Sache der Insurgenten. Bald darauf erklärte der Congres der Republik Bueno-Aires die Wiederaufnahme der Banda Oriental in den argentinischen Staatenbund, von welchem sie niemals aufgehört habe, einen Bestandtheil zu bilden. Die Zeit der brasilischen Herrschaft über dieselbe wurde als eine fortgesetzte Usurpation betrachtet. Die Republik stellte sofort ein Beobachtungsheer am La Plata auf.

Die Truppen des Kaisers und der Eisplatiner stießen nunmehr auf einander und das Kriegsglück wechselte. Erstere erlitten (8. Juli) bei Verdido, letztere (14. Okt.) bei Orqueta de Sarandi, und ebenso (4. Novr.) bei Arboleto eine empfindliche Niederlage.

Um eben diese Zeit hatte der Großadmiral, Lord Cochrane, den Dienst des Kaisers wegen Streitigkeiten mit den Ministern über Sold und Prisen, verlassen, und war nachmals in die Dienste der Griechen, in gleicher Eigenschaft, gegangen, ohne jedoch für die großen Summen, die er sich stipuliren ließ, die Erwartungen jener Nation und ihrer Freunde in der Folge zu befriedigen. Durch ein Betragen, welches allzusehr demjenigen eines abenteuernden Miethlings glich, büßte er sehr viel in der Meinung der Philanthropen und Freiheitsfreunde Europa's von dem bisherigen Ruhme ein. Der Kaiser entließ ihn, zwar ungern, doch mit gereizter Stimmung über die schnell wechselnden Grundsätze eines Mannes, dem er so viel vertraut und so große Wohlthaten zugetheilt hatte. Er vergaß, daß der Engländer stets zu Aenderung der politischen Rolle bereit ist, sobald er nur irgend einen Zuwachs für seinen finanziellen Vortheil erblickt. Der Nachfolger Cochrane's, Lobo, foderte die Regierung von Buenos-Ayres nachdrücklich auf, ihr bisheriges System, nach welchem sie die Insurgenten der Banda auf alle Weise unterstützt, zu ändern. Die Republik entwickelte ihrerseits in einer gedruckten Denkschrift (4. Novemb.) den unrechtmäßigen Titel, mit welchem Brasilien sich im Besitz der streitigen Provinz fortbehauptet, so wie auch die Ansprüche der Geschichte von Brasilien. II.

deration vom La Plata auf diesen, der gemeinsamen Kette gewaltsam entrissenen Ring. Von der Feder jedoch kam es bald, wie Federmann wohl erwartet hatte, zum Schwerte.

Der Kampf wurde von beiden Theilen mit Erbitterung, beiden zu gleich großem Nachtheil, geführt. Die edelsten Kräfte, welche füglicher der inneren Entwicklung wären zugewendet worden, sah man nutzlos hier verschwendet. Die Eispätiner selbst konnten für ihren ursprünglichen Plan noch die meiste Hoffnung schöpfen. Zur See waren die Brasilier, — zu Land, weil hier von den freiheitürstenden Einwohnern kräftig unterstützt, befanden sich die Gegner mehr im Vortheil. Der Obrist Olivera nahm noch zu Ende des Christmonds (30. Decr.) 1825 die Stadt Theresia und stürzte das Fort St. Migueles. Lobo dagegen drang mit seiner Flotte auf dem La Plata bis Buenos-Ayres vor. Sofort wurde, zu großem Schaden der Stadt und der neutralen Schiffe, die Blokade eingeleitet, wiewohl schlecht genug vollzogen. Die Flotte der Republik, unter dem Oberbefehl des tapfern und kenntnisreichen Brown, schlug diejenige des Kaisers und zwang sie zu schleunigem Rückzug. Aber es gelang Lobo bald wieder auf ähnliche Weise sich zu rächen und die Blokade wieder herzustellen.

Während dies zur See geschah, belagerten die Heerhaufen La Vallega's und der Argentiner Montevideo mit Macht. Aber die Stadt war zu stark befestigt und zu gut mit Verteidigern versehen, als daß ein entscheidender Schlag sobald gelingen konnte, trotz der dem Kaiser friedlich gesinnten Mehrzahl der Bevölkerung. Eine Reihe einzelner

Gefechte und Aussfälle wiederholten sich unter den Mauern. Jeder Theil hoffte durch standhaftes Ausharren die Geduld des andern zu ermüden. So standen die Sachen, als die überraschenden Ereignisse in Portugal entschieden, und Dom Pedro zu Anträgen des Friedens geneigter gemacht, die seither, der wiederholten Bemühungen des britischen Unterhändlers und Vermittlers ungeachtet, jederzeit an der Hartnäckigkeit der Kämpfenden gescheitert waren*).

Die Verfassung, welche Dom Pedro dem Reiche Portugal gegeben, und die Souveränität der Königin Donna Maria da Glória, waren von allen europäischen Mächten (mit Ausnahme Spaniens) förmlich anerkannt worden. Die Infantin Isabella führte, in Dom Pedro's und seiner Tochter Namen, bis zu deren Großjährigkeit, die Zügel der Regierung. Inzwischen sammelte sich eine Faktion Misvergnügter, von der spanischen Tamarilla, von der Jesuitenpartei in Portugal, der Congregation von Paris, von den Agenten der alten Königin, den geheimen Vollmachten aus Wien und den Tories in England aufgemuntert und unterstützt, im Innern des Landes, und es begann ein blutiger Bürgerkrieg. Dessen Erfolge und Ausgang sind in der Geschichte von Portugal geschildert worden. Um die innere Ruhe wieder herzustellen und die Parteien zu beschwichtigen, sann man auf einen Mittelweg, und beschloß, den Infanten Dom Mi-

*) Vgl. die auf diesen Kampf sich beziehenden Aktenstücke in den „Neuesten Staatsakten“ von Cotta. B. IX. und X.

guel, den Oheim und Verlobten der jungen Königin, als Regenten, bis zu deren Ankunft, nach seinem Vaterlande zurück zu schicken. Das österreichische Cabinet, welches für Dom Miguel, des in Herrn von Genz's Schule nunmehr Erzogenen Treue zu bürgen schien *), hatte vorzüglich — wie es heißen will und Dom Pedro nachmals selbst erklärte, — auf diese Entschließung eingewirkt. Schon früher war sein Entschluß, den Bruder zu sich nach Rio-Janeiro zu nehmen und daselbst erziehen zu lassen, durch eine geheime Sendung des Ritters von Neumann geändert und sein Misstrauen gegen den Jüngling, dessen Charakter nur allzu wohl ihm bekannt war, für eine Zeitlang entwaffnet worden.

Dom Miguel, welcher zu Wien, in völliger Freiheit, der Autorität seines Bruders förmlich gehuldigt und als Statthalter desselben die Reise nach Lissabon angetreten hatte, war nicht sobald daselbst angelangt, als er, nach frevelhaftem Spiel mit einem zweiten Eid auf Evangelium und Charte, die Maske abwarf, die Cortes mit Kriegsleuten verjagte, die treuesten Anhänger der rechtmäßigen Gewalt einkerkerte und jenes blutige System zu entwickeln begann, welches bloß an den Septembergräueln und Monaden der französischen Revolution und an den Unthaten Ali Pascha's ein würdiges Gegenstück findet. Deffentlicher und geheimer

*) Der Prinz hatte den Kaiser von Österreich von seinem Entschluß, den Befehlen seines Herrn und Bruders zu gehorchen und die Constitution zu beschwören, in Kenntniß gesetzt, und Se. Majestät ihn sehr gebilligt.

Meuchelmord, kaum nothdürftig unter gerichtliche Formen verhüllt, trat an die Stelle der Gesetze, und eine allgemeine Plünderung des Vermögens Aller, welche durch Geburt, Talent und Industrie sich auszeichneten und zu Dem Pedro's Unhängern gehörten, kam an die Tagesordnung. Jeder Erinnerung an den rechtmäßigen König wurde mit raffinirter Beschimpfung Hohn gesprochen und an die Plätze, wo seine niedergesägten Bildsäulen gestanden, Galgen aufgepflanzt. Die Usurpation der königlichen Krone nach der Gaukerei mit den abgeschafften alten Cortes, vollendete das Werk der Gewalt und des Hochverrathes. Die Gegentrevolution von Oporto mißlang, und die Ermordung oder Misshandlung der Bürger, ohne Unterschied des Geschlechtes, Alters und Ranges, nahm ihren ungestörten Fortgang. Der Tajo schwemmte, das Werk der Nacht verrathend, die heimlich Erwürgten an das Land. Die Scene mit Moreira und seinen Gefährten, so wie mit deren schuldlosen Wittwen und Waisen, steht, indem wir diese Zeilen niederschreiben, als neuester merkwürdiger Commentar zu den Grundsätzen der Legitimität, zum allgemeinen Schauder des civilisirten Europa's, da, welches von den Höhen des Himmels, oder von jenseits des Weltmeers die Hand des Rächers über namenlosen Verrath und Frevel erwartet, und in dem Glauben an alles Recht, alle Moral, alle Eide und Verträge irre gemacht werden würde, so diese Rache nicht exemplarisch sich nahen würde.

Dom Pedro, in seinem tiefsten Innern über diese Thaten erschüttert, hat bereits die treu-

losen Vorschläge der Abgeordneten des Ministeriums Wellington, zum Vergleiche mit dem Thronräuber abgelehnt. Er billigte das Betragen seiner Anhänger, er schickte den König Europa's seine Tochter, um durch den Anblick eines schuldlosen Fürstenkindes Jedem, welcher in Verwerfung des Meuchlers zögern würde, Schaamroth in die Wangen zu jagen. Er schloß mit Buenos-Ayres Frieden, um ungestört für die Rechte dieser Fürstin wirken zu können und seine zertretene Charta wieder herzustellen. Nachdem der „älteste und getreueste Alliierte des Hauses Braganza“ mit Donna Maria da Gloria eine heuchlerische Farsce gespielt und seine getreuen Diener mit Kanonenschüssen von ihrer Pflicht zurückgetrieben hat, sinnt er nunmehr darauf, mit den Waffen in der Hand den gordischen Knoten zu zerschneiden und die Mächte Europa's, welche die Versuchung vielleicht angewandelt haben möchte, ein Ungeheuer, wie der Usurpator des portugiesischen Thrones, in ihrer Mitte aufzunehmen, in die Wahl zu versetzen: entweder einem Hochverrath an der Legitimität das gehörige und strenge Urtheil zu sprechen, oder gegen die letztere selbst, zum Schutze eines Verbrechers, die Waffen zu ergreifen, welche nur der Vertheidigung des Rechtes und der Ordnung, der Throne und ihrer Besitzer durch feierliche Aussprüche, Verträge und Congresse, seit 1814 geweiht worden sind. Die nächste Zukunft wird belehren, ob ein usurpirter Thron revolutionäre Grundsätze heiligen mag, welche in ihrer Richtung von unten auf so feierlich verdammt und welchem von der ältesten europäischen Macht zarte

Familienverhältnisse zum Opfer gebracht worden sind. Die Völker erwarten zu wissen, was sie ferner noch von Verträgen und Eiden, und von Regierungen und Verfassungen zu glauben haben, wenn Thaten dieser Art ungestörten Fortganges sich erfreuen.

Dritte Abtheilung.

Statistik von Brasilien und allgemeine Betrachtungen über dasselbe.

Staatsgrundmacht.

I. Das Land *).

Mit Recht hat man dieses ungeheure Land, welches an Gebietsumfang nur Russland weicht, ein Paradies genannt. Die Natur — wie wir bereits gezeigt, begünstigt es auf solche Weise, daß der Fleiß des Menschen und eine kluge Verwaltung zu ungewöhnlicher Blüthe es dereinst erheben mögen.

Hinsichtlich seiner geographischen Lage erstreckt Brasilien durch einige 40 Breitengrade

*.) Wir sind in dieser Abtheilung hauptsächlich Lips und von Weech gefolgt, welche beide an Sicherheit der Angaben und Klarheit der Darstellung wohl alle Vorgänger ersezen. Die Anordnung ist nach dem bekannten, von Hassel am lichtvollsten durchgeföhrten System der statistischen Behandlung jedes einzelnen Landes nach den allgemeinen Grundsägen.

sich hin, nämlich vom 3° n. B. oder der Nähe des Erd-Aequators, bis zum 35° s. B.; und eben so vom $17 - 53^{\circ}$ westlicher Länge. Seine Gränzen sind: im Osten der Ozean; im Süden die argentinische Republik und Paraguay; im Westen Bolivia und Peru; im Norden Columbia. Seine Größe beträgt 140,625 geographische Q. Meilen, seitdem die Banda Oriental von ihm wiederum getrennt worden.

Die physische Beschaffenheit und zwar zuerst seine Oberfläche betreffend, so besteht das Land aus hohen, niedern und ebenen Gegendem. Die meisten Ebenen sind in der Provinz Rio-Janeiro. Von den großen Bergketten, deren mehrere 4 — 5000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben, ist schon in der allgemeinen Einleitung zu diesem Werkchen die Rede gewesen.

Der Boden ist reich, tief und mit vielen Urwäldern, Schlingpflanzen, Sumpfen und Faulwassern bedeckt und angefüllt. Der vielen Strome und Flüsse, welche zum Theil den großen Gebirgen im Innern, zum Theil auf den Cordilleras ihren Ursprung nehmen, und unermessliche Flussthäler bildend, durch Brasilien sich weiter ergießen, besonders aber des Amazonenflusses, des Rio-Grande, (Para) des Francesco, des Paraguay, Parana, des Uruguay, des Maranhao, Dyapoc, Rio-Tiete, u. s. w.; eben so der ungeheuern und romantischen Wasserfälle erwähnten wir ebenfalls schon früher. Eigentliche Landseen findet man wenige.

Im Ganzen genommen, ist das Klima sehr heiß, doch mildert sich die Glut durch die vielen Gebirgstrome und durch die Nähe des Meers.

Die Hauptstadt Rio - Janeiro selbst hat nicht die gesundeste Lage und die Hitze wirkt hier nicht selten sehr nachtheilig ein. Auf dem Lande ist dies weniger der Fall. In den übrigen Theilen der Provinz, welche größtentheils gebirgig sind, ist die Luft rein und die Hitze, wenn man allmählig an dieselbe gewöhnt ist, erträglich. Auf den höher liegenden Gegenden ist das Clima mild und zur sogenannten Winterzeit die Kälte sehr empfindlich; das Thermometer drohet zuweilen unter den Gefrierpunkt zu fallen, ein Ereigniß, welches die dort wohnenden Pflanzer um ihr Zuckerrohr und ihre Kaffeebäume bringen würde. Die Temperatur der Luft ist in diesen nur wenige Stunden von der Hauptstadt entfernten Gebirgsgegenden so sehr verschieden, daß Gewächse, die in der Nähe derselben in ihrer Vollendung prangen, dort nur verkrüppelt fortkommen, während manche andere Früchte, welche der Landmann daselbst mit Erfolg ziehet, in der Ebene der Hauptstadt durchaus nicht gedeihen. Besonders empfindlich ist aber der Wechsel der Temperatur nach plötzlich eintretendem Regenwetter und die Feuchtigkeit der Luft so groß, daß man sich nicht genug vor ihrer nachtheiligen Einwirkung auf die Gesundheit zu schützen vermag. Die Witterung ist natürlich auch in Brasilien nicht in einem Jahre, wie im andern; manches zeichnet sich durch außerordentliche Hitze und anhaltende Trockenheit, manches durch ungewöhnlich vielen Regen aus. Auf den Höhen im Innern und in den westlichen und südlichen Gegenden kann man das Clima nicht besser sich wünschen. Viele der Krank-

heiten Ost- und Westindiens sind in Brasilien ganz unbekannt.

An Naturreichthum übertrifft es alle übrigen Länder. Die Mineralien- und Metallschäze, besonders aber Edelsteine und Gold, finden sich in Menge vor, wie schon früher oben gesagt worden ist. Gleichwohl haben sie bis dahin das Land selbst um noch nicht viel reicher gemacht und über dem Luxus ist noch immer die vorzüglichste Gold- und Diamantengrube, der Ackerbau, sehr vernachlässigt. Die meisten Metalle und Hauptmetalle, mit Ausnahme des Silbers, finden sich im Ueberflus vor. Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Schwefel, Alraun u. s. w., werden von den indolenten Einwohnern kaum beachtet.

Noch unermesslicher ist der Pflanzenreichthum; an Mannichfaltigkeit, als an Ueppigkeit, übertrifft Brasilien alle übrigen Länder. „Es zeigt, daß es weder die drückende und anhaltende Hitze der Tropenländer, noch die starrende Kälte Europa's kennt, die Pflanzenwelt in ihrer höchsten Vegetation. Die niedern Gegenden, wo die Hitze groß ist, bringen alle Süd-Tropen- und Colonialprodukte Westindiens, so wie die Gewächse Ostindiens und China's hervor (und darunter viele andern Ländern ganz unbekannte und neue Früchte) als: Orangen, Pomeranzen, Grenadillen, Ananas, Guavas, Cocos, Jambos, Jambutikaba, Mango, Yams, Mandikoa, Pisang, Trauben, Pfirsiche &c. &c., ferner: Caffee, Zucker, Cacao, Baumwolle, Taback, Reis in größter Menge.“ — Thee hat man bereits ebenfalls und zwar nicht erfolglos, anzubauen begonnen. Welche festbare

Materialien der Färberei, der Küche und der Pharmazie an Farbhölzern, Indigo, Safran, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Vanille, Roncou, Ingwer, China, Sassafrille, Sassafras, und Gummi; an Harzen, Oelen, Balsamen und aromatischen Kräutern, Brasiliën liefert, braucht kaum erwähnt zu werden.

„In den höhern, nördlichen Gegenden auf den mehrere tausend Fuß hohen, mit Urwäldern bedeckten Gebirgen finden sich die edelsten Holzgattungen und darunter Bäume von solchem Umfang und von solcher Riesenhöhe, daß sie noch von der ersten Schöpfung herzustammen scheinen, also das herrlichste Schiffsbauholz. Manche, in majestätischer Pracht thronend, zeigen mit Blumen bedeckte Kronen, durch welche sich Lianen und andere Schlinggewächse winden; andere, mit ewigem Grün bedeckt, bilden malerische Gruppen, die von rauschenden Bächen oder den spielenden Fluthen der See umgeben, dem entzückten Auge die reizendsten Landschaften darstellen und vom Gesang tausender im buntesten Farbenschmuck prangender Vögel belebt sind. Die reichste Einbildungskraft und die lebendigste, vollkommenste Menschensprache ist unfähig die Fülle des Reichtums und die Schönheit dieser Natur auch nur entfernt anzudeuten *).“

Auch alle europäische Früchte: Mais, Getreide, Hanf, Steckrüben, Kartoffeln u. s. w., finden in großer Zahl sich vor.

Das Thierreich zeichnet besonders durch die großen Wallfische (von denen ein äußerst ge-

*) Lips. C. 434.

winnvoller Thranhandel die Einwohner beschäftigt), durch Schildkröten, Affen und Vögeln aller Arten, und zu Lande durch unzählbare Heerden von Kindvieh, Pferden und Schaafen sich aus. Großes Ungemach bringen die Schwärme von Insekten jeder Art; große Gefahr die vielen giftigen Schlangen (vor allen die Boa), Krokodille, Alligatoren, die Löwen, Tiger u. s. w. Dieselbe Natur, welche den Menschen dieses Landes in manchen Dingen es so unendlich leicht gemacht hat, sucht durch den immerwährenden Kampf, welchen er mit den Thieren der Wildnis führen muß, ihre verschwenderische Großmuth mit der Mühsal erzeugenden Kargheit, die sie andern Erdgeborenen beweist, in's Gleichgewicht zu bringen. Nach Berichten des neuesten Reisebeschreibers jedoch, sind die Brasilier bereits selbst dieser Schrecknisse der Natur schon also gewöhnt, daß sie, stets zu Abwendung der Gefahr gerüstet, selten ein Unglück bedroht, und Menschen, von Bestien zerrissen, zu den ungewöhnlichen Fällen gehören*).

II. Bewohner.

a) Ursprung, Sprache, Sitten und Charakter.

Ungefähr ein Sechstheil der gegenwärtigen Bevölkerung besteht aus gebornen Portugiesen; die übrigen aus Farbigen, Negern, Indianern &c. Die Neger bilden bei weitem die Mehrzahl. Noch wird der Handel mit Neger-Slaven sehr stark getrieben, obgleich er nach dem Jahre 1830, in Folge

*) Wech u. a. W.

des mit England geschlossenen Vertrags, rechtmäßig aufhören soll; ob dies faktisch der Fall seyn wird? — ist eine andere Frage. Dieser Skandal der europäischen Menschheit, dieser Hochverrath an den edelsten Gefühlen, diese fortgesetzte Empörung gegen die ersten Grundsätze des Christenthums finden noch Vertheidiger genug, nicht nur allein unter Cabinetsmännern und Fabrikaristokraten, wie das jetzige England sie besitzt, nicht nur unter französischen Kaufleuten, welche zu Marseille, Havre de Grace und Toulon ihren Handel mit schwarzen und weißen Menschen (bald im Interesse der Congregation, bald in dem des Sultans und des Pascha von Aegypten, bald in dem der Pflanzer vom Senegal und auf Porto-rico) treiben; sondern selbst unter aufgeklärten und fühlenden Männern hört man noch seltsame Theorien genug. Die gewöhnlichen Gründe, mit denen man die verspottete Philanthropie zu bekämpfen sucht, lassen sich besonders auf zwei bringen: auf die Schlechtigkeit, Verworfensheit und Civilisationsunfähigkeit der schwarzen Rasse, und sodann auf die Nothwendigkeit ihres fernernen Gebrauches (als Sklaven) für den Anbau des Landes. Der erste Einwurf ist durch den Anblick des Neigerstaates Hayti glänzend widerlegt. Welcher Europäer, der zwischen dem Zustand dieser Insel und demjenigen des portugiesischen Reiches, zwischen Boyer und Dom Miguel, unbefangen entscheiden will, erröthet nicht in sich selbst über den schreienden Kontrast? Der Mensch bedarf nur der Freiheit und in dieser einer sanften Leistung und sorgfältigen Pflege, und er wird zu

jedem Guten erstarken. Wenn die Neger schlecht und verworfen sind, so sind sie es gerade durch den Sklavendruck und die planmäßige Erniedrigung von Seiten, der Europäer geworden, und es läßt sich dasselbe von ihnen, wie von der Mehrzahl der Neugriechen sagen, bei denen man Ursache und Wirkung ebenfalls unter einander gemengt hat, bloß um irgend eine humanistische Regung gleich im Beginne auch moralisch zu er tödten, nachdem man die um ihr Heiligstes kämpfende Bevölkerung bereits physisch unter das Mordmesser ihrer Tyrannen geliefert hatte. Wenn man behaupten will, die Neger, nach ihrer Freilassung, würden Müßigänger und gefährliche Menschen, — so enthält dies eine bittere Satyre auf die Staatsgesellschaft selbst, welche weder moralische, noch ökonomische Mittel genug in ihrer Mitte findet, um ihr blutiges, endlich eingesehenes Unrecht an einem ihrer, zu gleicher Bestimmung, wie sie, geborenen Mitgliede, durch Beschäftigung, Kultur und Ernährung, wieder gut zu machen. Erklärt man nun aber gar: die Neger würden sehr gut (wenn auch nicht stets aus Menschlichkeit, doch aus Politik) behandelt und sie fühlten sich, bei ihrer Freigabe, sogar unglücklich, — so bedarf es kaum der Bemerkung, daß gerade eine der schamhaftesten Folgen der Sklaverei und Knechtschaft die Ertötung alles Selbstgefühls und des Bewußtseyns einer höhern Bestimmung sey. Der Mensch, welcher, nachdem man ihn lange wie ein Lastvieh behandelt, und bloß der von ihm gehofften Dienste wegen, karglich genährt hat, plötzlich, ohne Anleitung und Hülfe, in die Wüste sich gestoßen sieht, wird freilich lieber nach dem

Bedränger, welcher früher sein Jammerbrot gewöhnlich ihm reichte, als nach einer Freiheit— sich sehnen, die dem Hungertode ihn preisgibt. Der Umstand, daß die Neger den indolenten, trägen und üppigen Pflanzern von Brasilien zum Anbau des Landes nothwendig sind, kann ihr angebornes, durch die Natur, durch das Christenthum und durch Verträge geheiliges Recht nicht entkräften; der Nutzen, welcher einem Zehntheil der menschlichen Gesellschaft aus einem moralischen und bürgerlichen Morde erwächst, gebiert diesem noch lange nicht die Befugniß, den übrigen Theil als Werkzeug und Mittel für sich zu gebrauchen. Die Vertheidigung des Sklavenhandels und der Sklaverei der Neger also ist in jeder Beziehung unmenschlich, unchristlich, barbarisch, anti-europäisch.

Die Lebensweise der freien Brasilier — um von dieser Abschweifung im Interesse der Humanität, zu unserm Gegenstande zurückzukehren — ist, bei dem großen Reichthum der Natur, üppig und faul, bis zur Virtuosität. Der Pöbel welcher so zu sagen umsonst und ohne eigene Handanlegung, lebt, gleicht hierin sehr den neapolitanischen Lazzaronis. Aber auch ein großer Theil des vornehmen Pöbels steht hierin dem gemeinen in Nichts nach. Der Rosenkranz, die Sklavengeißlung und die Siesta gehören zu den Hauptanstrengungen der Einwohner. Das Leben in den Städten ist sehr kostspielig. Der Charakter des Volkes, von Natur nicht bösartig, wo Handelsvorteil und Religionsfanatismus nicht dazwischen kommen; man rühmt die Friedsamkeit der Bra-

filianer, welche freilich auch die Folge ihres Wi-
verwillens gegen jede Kraftanstrengung seyn kann
und nicht immer als ein Compliment zu betrach-
ten ist; ihre Gastfreundlichkeit muß man billig
ebenfalls preisen, doch gehören zur Bekanntschaft mit
vornehmen Häusern vielfache Empfehlungen. All-
mählig erwacht doch in dem bessern Theile immer
mehr eine Ahnung der Cultur und eine Sehn-
sucht nach geistiger Vervollkommnung. Die Reisen
vieler Jünglinge und ihre Studien in Europa,
zumal in Frankreich, beurkunden diesen Fortschritt.

b) Bevölkerungszahl:

Die Angaben lauten hinsichtlich derselben sehr
verschieden. „Im Jahre 1817 soll sie auf
3,617,000 Seelen sich belaufen haben; jetzt mag
durch die starken Einwanderungen solche wohl
auf 4 Millionen angewachsen seyn. (Nach neuern
Angaben wie z. B. Balbi's und Rödings:
4,900,000 Einwohner, ja nach Schäfer, (dem
Falschwerber) sogar $5\frac{1}{2}$ Millionen und selbst nach
Freyreiß 7—8 Millionen, darunter $1\frac{1}{2}$ Millionen
Weiße). Man hat über diese Bevölkerung fol-
gende Tabelle hinsichtlich ihrer Bestandtheile:

**843,000 — 900,000 Weiße (nach Andern $1\frac{1}{2}$
Millionen).**

1,728,000 — 1,900,000 Negerklaven,

159,500 — 160,000 freie Schwarze,

426,000 — 500,000 Mulatten,

200,000 — 500,000 Melis (Mulattensklaven),

**250,000 — 450,000, nach Andern 1 Mill. In-
dianer oder farbige Landeseinwohner.**

3,606,500 — 4,112,000 Einwohner.

Der Krieg mit Buenos-Aires hat sehr nachtheilig auf die Bevölkerung eingewirkt. Das Verhältniß der männlichen zur weiblichen ist 1 zu 10.

Hauptwohorte.

1) Rio-Janeiro, Hauptstadt des Reiches und Residenz des Kaisers, welcher gewöhnlich in dem, eine Meile weit entfernten St. Christovao sich aufhält; Sitz eines Bischofs und des Nationalcongresses, mit 150,000 bis 200,000 Einwohnern, worunter die Mehrzahl Farbige und Neger, ungefähr 40,000 Portugiesen und Ein geborne, einige 1000 Indianer und Zigeuner sich befinden. Die Stadt liegt in einer der schönsten Gegenden der Welt*). Rio-Janeiro besitzt einen der trefflichsten Seehäfen und ist der Mittelpunkt des brasilischen Handels. Hauptsächlich eingeführt werden: Negerklaven, Weizen, Mehl und europäische Waaren; ausgeführt: Zucker, Baumwolle, Taback der besten Qualität, endlich Häute.

Die Stadt besitzt verschiedene gelehrte Anstalten, die wir im Verlauf der Geschichte bereits bezeichnet, und zum Theil noch Denkmale der Regierung des Königs João, zum weit größern Theil aber der Persönlichkeit des jetzigen Kaisers und des Ministers Linhares sind. Ueberdies findet man auch Kunstanstalten, Manufakturen, Wasserleitungen, Kirchen, Klöster und Kapellen, somit auch der Feier- und Mäzigangstage, zählte

*) Vgl. die Beschreibungen von Spix und Martius, vom Prinzen M. v. Neuwied und von Weech.

in früherer Zeit die Stadt mehr als jetzt. Die gottlose Revolution hat auch darin außerordentlich geschadet und den frommen Eifer wenigstens in etwas erklötet, so viel des alten Morastes auch noch da liegt. Das martialische und das kommerzielle Prinzip verdrängt wenigstens nach und nach das pfäffisch-mönchische.

Pernambuco (das alte Olinda), Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, Sitz des Gouverneurs derselben und eines Bischofs, am Flusse Capibee und am Meere gelegen, mit ungefähr 60,000 Einwohnern, mit einem stark besuchten Hafen, jedoch schlechter und unsicherer Rhede. Die Einfuhr besteht in europäischen Industriewaren, Mehl und Getraide; die Ausfuhr in Baumwolle von ausgezeichneter Eigenschaft, eben so in Farb- und Brasilienholz. Man rühmt die zu Pernambuco fertigten Degenklingen.

Bahia (St. Salvador), die alte Hauptstadt des Landes, an der berühmten Allerheiligen-Bucht, mit einem vorzüglichen Hafen und 120,000 Einwohnern; Sitz eines Gouvernements, eines Erzbischofs und einer Universität, mit einer Unzahl Kirchen und Klöster, aber auch mit mehreren guten Schulen, Fabriken und Handelsanstalten. Lebhaft ist der Verkehr mit Europa, besonders in Zucker, welcher (wiewohl nicht von der besten Qualität) in den zahlreichen Siedereien bereitet wird. Andere wichtige Ausfuhrartikel sind: Baumwolle, wiewohl der Handel damit nicht so glänzend als zu Pernambuc ist; ferner Caffee, der dem zu Rio-Janeiro nachsteht; Taback, in Blättern, Rollen und Cigarren. Die englischen Waffen werden am meisten gesucht.

Porto-Allegro, Rio-Grande da Sul, Santos u. s. w.; kleine und schlechte Häfen am südlichen Theile des Landes, ohne besondere Handelsbedeutsamkeit.

San Paulo, wichtige Fabrikstadt mit ungefähr 45,000 Einwohnern.

Villa-Rica (Mariana), Hauptstadt von Minas Geraes, Hauptniederlage der Bergschäze.

Para (Belem), Stadt von ungefähr 28,213 Einwohner. Der Hafen Puerto Sagrado, zwischen Rio-Janeiro und Bahia, mit 5000 Einwohnern.

Sergipe del Rey mit 36,000 Einwohnern.

c) Nationalreichthum.

Ueber die Art des Bergbau's in früherer Zeit ist schon in der Geschichte von Brasilien mehrmals geredet worden. Der Staat hat, sowohl wegen der Erdgheit und Unkenntniß des Volkes, als wegen mangelhafter Maßregeln von oben, aus den Minen diejenigen Vortheile nicht gezogen, welche der Natur der Sache nach sich erwarten ließen. In neuesten Zeiten haben eigene Gesellschaften, meist aus Europäern (Engländern und Franzosen zumal) den wichtigen Bau der Bergwerke mit äußerst lohnendem Erfolge ganz anders eingerichtet. Minas Geraes, Matto Grosso und Goyaz bilden die sogenannten Bergwerks-Gouvernements. „Man baut indeß in der Regel nur auf Gold und Edelsteine; die übrigen Metalle und Halbmetalle, als Zinn, Blei, Eisen, Schwefel, Quecksilber, Salpeter ic. benutzt man entweder noch gar nicht oder sehr nachlässig. Ganze

Gebirge bestehen aus Eisen und doch führt man schwedisches Eisen ein."

Noch immer befindet sich der Ackerbau äußerst verwahrlost. Kaum ein 75tel des gesammten Staatsgebietes ist hiezu bebart. Die allzugroße Fruchtbarkeit des Bodens und der Gebrauch der Sklaven tragen nicht wenig zu dem schwachen Aufkommen der Landwirthschaft hier bei. Erst seit einiger Zeit hat nach Landeserzeugnissen größere Nachfrage sich gezeigt und der Eifer der Landwirthe etwas zugenommen. Zucker, Taback, Caffee, Indigo und Baumwolle, Minas- und Rio-Grandekäse sind die Hauptgegenstände. Der Theebau hat so eben erst begonnen, und zwar nicht ganz mit günstigen Auspizien; doch dürften die Hindernisse, welche der Naturalisirung dieses wichtigen Artikels sich entgegen stellen, mehr in der Unbehülflichkeit der ersten Unternehmer, als in der Sache selbst und in dem Clima zu suchen seyn. Auf noch niedrigerer Stufe als der Ackerbau und die Landwirthschaft, steht die Industrie. Die meisten Landleute müssen selbst ihre Erfindungskraft üben und die nöthigsten Werkzeuge zu den verschiedenen Gewerben sich bereiten. Unter den Eingewanderten aus Europa werden daher geschickte Professio- nisten stets eine willkommene Erscheinung seyn und ihre Rechnung finden, die den größten Theil sonst nicht selten täuschet.

In den Städten sind schon größere Fortschritte gemacht worden. Eine Menge Fabriken, von der Regierung auf jede Weise begünstigt, blühen nach und nach empor. Bereits spielen auch die Dampfmaschinen jene große Rolle, zu der man sie in Europa allenthalben verwendet. Im Widerspruch

mit Herrn von Weech, welcher die Sklaven für höchst unentbehrlich erachtet, schreibt Lips dem Gebrauche der Sklaven die Hauptschuld der bisherigen geringen Industrie zu.

Der Handel hat durch Brasiliens politische Selbstständigkeit neuen Schwung erhalten und zwar, wie er ihn während der ganzen Dauer portugiesischer Herrschaft niemals gehabt hat. Bereits wetteifern Rio-Saneiro mit mehreren Haupthandelsstädten und die größern Hafens- und Handelsplätze in den Provinzen mit den bessern zweiten Rängen. Die verkehrte Politik so mancher europäischen Regierung, welche augenblicklichem und partiellem Interesse die bewährtesten und unumstößlichsten Grundsätze opfert, wird den Handel der neuen Welt, auf Unkosten der alten, mit jedem Jahre immer mehr und mehr heben, und mit den letzten Thalern werden auch zuletzt die wenigen bisher noch geretteten Vorzüge unserer Bildung verschwinden.

Die Ausfuhr schlägt man in Brasilien umgesähr auf 2,278,000 Pfund Sterling, die Einfuhr auf beinahe 2,230,000 Pfund Sterling nunmehr an.

Die Hauptausfuhrartikel sind: Zucker, Caffee, Taback, Baumwolle, Brasilien, Ochsenhäute, braune Ochsenhörner, Talg, Gold, Edelsteine, Perlen, Gewürznelken, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Vanille, Cochenille, Balsam, Gummi, Ricinusöl &c. Die Haupteinfuhrgegenstände: nordamerikanisches Mehl und Weizen, Cacao, europäische Manufakturwaaren, afrikanische Negerklaven und die Schriften der apostolischen Congregation. Ueber die Art und Weise die Negerklaven

zu behandeln, zu conserviren und zu ihrer erhaltenen Bestimmung zu erziehn, vergleiche Wechs Schrift. Vielleicht könnte man hier auch der Einfuhr von deutschen und schweizerischen weissen Sklaven als am schicklichsten Orte erwähnen, welche durch den Hamburg'schen Major von Schäfer und den Freiburger Patrizier Gatschet und Consorten aus Freiburg im Uechtland (womit man das ehrliche, klare, hellgesinnte, freimüthige und jesuitenseindliche Freiburg im Breisgau ja nicht mehr verwechseln möge) unter allen erdenklichen Versprechungen aus ihrem Vaterlande herausgelockt und zu Heloten brasiliisch=englischer Pflanzer und zu Kriegsknechten unter dem unbarmherzigen Prügel tyrannischer Hauptleute, allem Völker- und Menschenrecht und allen Verträgen und Abreden zum Hohne, abgerichtet worden sind. Gottes Fluch und die Rache der Nation auf solche Bösewichter und Seelenmäkler!!! —

Außer den noch äußerst mangelhaften Strafen, erschweren das bestehende Douanensystem und die willkürliche Schädigung der fremden Waaren den Handel in mancher Rücksicht. Die Engländer bezahlen 16 Proc. Eingangszoll, die andern Nationen 24 Proc. vom Werth ihrer Waaren. Die deutschen und nordischen Waaren, auf hanseatischen Schiffen eingeführt, zahlen 9 Prozent weniger, als die englischen. Ueberhaupt ist dem allseits unterdrückten und zugerammelten deutschen Handel diese Deffnung nach Brasiliien und Mejico sehr wohltätig und kann, von besonnenen Regierungen kräftig unterstützt, der armen Nation einigen Erfolg für so manche ungeheure Verluste gewähren, welche kleingeistige Politik und die schwerdrückende,

allen Handelsvereinen aus diplomatischen Gründen feindselige Uebermacht einiger Größern ihr zugefügt haben.

B. Staatswirksamkeit.

I. Verfassung.

Hierüber vergleiche zum Theil was schon in der Geschichte des Landes, bei Anlaß der brasilianischen Revolution gesagt worden ist.

1) Von der gesetzgebenden Gewalt.

a) Die Generalversammlung überhaupt.

Sie übt die gesetzgebende Gewalt, mit Vorbehalt der Genehmigung des Kaisers. Sie besteht aus den zwei Kammern der Deputirten und der Senatoren.

Die Generalversammlung nimmt den Eid des Kaisers oder der Regentschaft ab; ernennt die letztere und den Vormund des minderjährigen Thronfolgers und giebt die gehörigen Vollmachten. Sie entscheidet in zweifelhaften Fällen bei Anlaß der Thronfolge. Ihr steht, nach des Kaisers Hinscheiden und bei erledigtem Throne eine Untersuchung des Zustandes der Nation und eine Verbesserung der Mißbräuche in der Administration zu. An ihr ist es, auf den Fall des völligen Aussterbens der rechtmäßigen Dynastie, eine neue auf den Thron zu setzen. Sie giebt Gesetze, erklärt, suspendirt und widerruft sie; wacht über deren Vollzug; regelt die Staatsausgaben und deren Bertheilung und bestimmt die direkten Steuern. Sie setzt, auf Bericht der Regierung von den in-

und ausländischen Verhältnissen, die Stärke der See- und Landmacht fest; bewilligt oder verweigert die Aufnahme fremder Land- und Seetruppen. Sie ermächtigt die Regierung zum Abschluß von Anleihen, mittelt die Art und Weise der Abtragung der Staatschuld aus; beschließt die Verwaltung und Veräußerung der Nationalgüter; bestimmt die Einrichtung und Abschaffung öffentlicher Aemter und Schrot und Korn der Münze.

Jede Legislatur dauert vier Jahre, nach deren Ablauf die Wahlen, die Generalversammlung neu gewählt wird. Die Sitzungen beider Kammern, der Senatoren und der Abgeordneten, welche öffentlich gehalten werden, dauern in der Regel vier Monate. Absolute Stimmenmehrheit entscheidet.

b. Die Deputirtenkammer insbesondere.

Die Kammer der Deputirten besteht aus Mitgliedern, welche bloß für eine bestimmte Zeit gewählt sind. Sie besitzt die Initiative aller Gesetze und Verordnungen ausschließlich bei Auflagen und Rekrutirungen, und bei der Wahl einer neuen Dynastie. Ihr steht ferner zu, auf Verbesserungen in der vorigen Administration und auf die Abschaffung aller von derselben begangenen Missbräuche zu dringen, die von der vollziehenden Gewalt gemachten Anträge zu erörtern, und Minister und Staatsräthe in Anklagestand zu versetzen. Alle vier Jahre werden die Mitglieder neu gewählt.

c. Der Senat insbesondere.

Die Mitglieder des Senats sind von den Provinzen auf Lebenslang gewählt. Jede Provinz Geschichte von Brasilien. II. 5

vinz ernennt halb so viel Senatoren als Deputirte. Der Kaiser wählt die Senatoren sodann aus dem dritten Theile der ihm übergebenen Candidatenliste. Diese Würde ist an den Besitz eines Einkommens von wenigstens 800,000 Reis (300 Piaster) geknüpft. Die Prinzen von Geburt sind geborene Senatoren, treten aber erst nach Zurücklegung des 25. Jahres, mit Sitz und Stimme ein.

Der Senat entscheidet über die besondern Vergehen der Mitglieder des kaiserlichen Hauses, der Staatsminister, Staatsräthe, Senatoren und Deputirten während der Dauer der Generalversammlung und über die Verantwortlichkeit der Staats-secretaire und Staatsräthe.

Er beruft von sich selbst aus der Nationalversammlung ein, zwei Monate nach der gesetzlichen, vom Kaiser versäumten, Frist.

d. Gemeinschaftliche Rechte beider Kammern.

Der Antrag, die Opposition, die Billigung der Gesetzesvorschläge steht beiden Kammern zu.

e. Verfahren bei der Gesetzgebung.

Alle Gesetzentwürfe der Regierung werden in einem Ausschuss der zweiten Kammer geprüft und dieser zur Erörterung und Entscheidung übergeben. Hat die Kammer einen derselben angenommen, so geht er weiter an den Senat. Im Falle der Verwerfung aber zeigt man das Ergebniß der Erörterung durch eine eigens abgesendete Bothschaft dem Kaiser an. Ein von der ersten Kammer verworfener oder ermäßigter Gesetzesvorschlag kommt

stets wieder an die zweite Kammer zurück. Dasselbe tritt gegenseitig auch dann ein, wenn ein von dem Senate ausgegangener Gesetzesentwurf in der Deputirtenkammer verworfen worden ist.

Der Kaiser besitzt demnach nur ein beschränktes Veto (man weiß, daß er längere Zeit ein absolutes begehrte); d. h. wenn derselbe zweimal einem von der Generalversammlung angenommenen Gesetze die Genehmigung verweigert, so wird dieselbe das drittemal vorausgesetzt.

2) Die vermittelnde Gewalt, der Kaiser und dessen Vorrechte.

Diese Neuerung im constitutionellen Staatsystem, welche von Seite der Royalisten, wie der Liberalen, die mannichfachsten Urtheile erfahren hat*), zeugt von eben so viel Frei- als Scharfsinn des brasilischen Kaisers. Sie ist sein eigentliches Werk und ging auch in die, den Portugiesen gegebene, Carta de Lei, über. Sie soll, nach den hierüber aufgestellten Grundsätzen den Schlüssstein im Organismus des Staates bilden. Träger derselben ist das Oberhaupt und der erste Repräsentant der Nation, der Kaiser, dessen Person heilig, unvergleichlich und unverantwortlich. Kraft dieser Gewalt übt er das Recht der Begnadigung aus, ernennt die Senatoren, ruft die Generalversammlung in außerordentlichen Fällen

*) Die Gazette de France und der Staatsmann (besonders aber der feusche und ritterliche Verfechter des Absolutismus, Hr. W. v. Schütz, Uebersetzer und Verbreiter des beliebten Volksbuches „Casanova“, haben besonders bitter über diese Dinge sich ausgelassen.

ein, sanktionirt die Beschlüsse der beiden Kammern und erhebt sie zu Gesetzen.

Er steht an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Ihm gebührt die Anstellung und Entlassung der Minister.

3) Die vollziehende Gewalt.

Auch diese ist bei dem Kaiser, der durch die Staatsminister sie ausübt. Aus ihr fließt für ihn die Befugniß: die ordentlichen Generalversammlungen einzuberufen; sämmtliche Staats- und Kirchenämter, Kriegs- und Seebefehlshaberstellen, Gesandten- und übrige diplomatische Posten zu vergeben; Schutz- und Trußbündnisse, Hülfs- und Handelsverträge mit fremden Mächten, wie auch Kriegserklärungen und Friedenstraktate mit fremden Mächten abzuschließen, jedoch diese letztern Punkte nicht ohne die Generalversammlung davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Auch priesterliche Versammlungen, Synoden, Dekrete, Bullen und Breven erhalten nur durch seine Genehmigung, für Brasilien Kraft. Der vollziehenden Macht kommt es ferner zu' in den Kammern Gesetzesvorschläge zu machen; bei Erörterung derselben aber müssen die Minister sich aus dem Saale entfernen.

Wie in den spanischen und portugiesischen Constitutionen der Cortes, also ist auch durch die brasilische verfügt, daß der Monarch, ohne Einwilligung der Generalversammlung, das Reich nicht verlassen darf; geschieht ein solcher Schritt dennoch, so wird er als freiwillige Entsaugung auf den Thron angesehen.

Was die Thronfolge selbst betrifft, so geht das männliche Geschlecht dem weiblichen vor, aber

leßteres ist, in Ermanglung des ersten, deshalb nicht ausgeschlossen. Alle Fremden jedoch sind von dem Unrecht auf den Thron des Kaiserreiches ausgeschlossen.

4) Die richterliche Gewalt.

Der Verfassung gemäß ist dieselbe frei und unabhängig vom Kaiser, wie von den Kammern. Das nützliche Institut der Provinzialstände ist wenigstens theilweise, auch hier in's Leben geführt. Jede Provinz suchte ihre Rechte durch Aufsichtsjunten, welche theils aus Bezirkskammern, theils aus Generalconseils bestehen, zu wahren, deren Mitglieder unmittelbar gewählt werden. Zum Glück für das Land sind die Mönche von der Theilnahme hieran ausgeschlossen.

Allgemeine Bestimmungen der brasilischen Constitution.

Alle Bürger sind vor dem Geseze gleich. Niemand darf ohne erwiesene Schuld, und auch selbst wenn dies stattgefunden, in gewissen Fällen nicht verhaftet werden, sobald er für seine Person hinlängliche Bürgschaft leistet. Jeder Brasilier darf seine Gedanken durch die Presse der Öffentlichkeit übergeben; doch bleibt er für Kränkung individueller Rechte und die Verlegung der öffentlichen Sicherheit verantwortlich.

Jeder Brasilier ist verhältnismäßig zu Bestreitung der Ausgaben des Staates, so wie auch zu Vertheidigung desselben, verpflichtet. Alle Beamten bleiben für ihre Dienstverwaltung verantwortlich. — Das Postgeheimniß ist unverleglich.

II. Verwaltung.

Reichseintheilung

Das Kaiserreich Brasilien wurde am 30. August 1823 (statt wie früher in 11 Gouvernements), in 19 Provinzen eingetheilt:

1) Minas Geraes mit 11,961 Q. M. u.	928,933 Einw.
2) St. Paulo = 9010 = =	610,632 —
3) Pernambuco = 1412 = =	60,205 —
4) Bahia = 2579 = =	559,650 —
5) Rio = Janeiro = 8900 = =	589,650 —
6) Matto Grosso = 20,116 = =	82,000 —
7) Gojaz = 12,932 = =	150,000 —
8) Rio = Grande = 1573 = =	68,736 —
9) Maranhão = 3211 = =	182,986 —
10) Para = 10,523 = =	143,073 —
11) Rio = Negro = 9600 = =	48,357 —
12) Pianhi = 2856 = =	46,296 —
13) Ceara = 3311 = =	272,712 —
14) Parahiba = 932 = =	246,232 —
15) Alagoas = 910 = =	256,956 —
16) Sergipe del Rey = 856 = =	267,523 —
17) Espiritu santo = 1788 = =	73,996 —
18) Cisplatina (Banda Oriental = Mon-tevideo) = 10,565 = =	175,960 —
19) Insel Fernando = 53 = =	600 —

113,088 Q. M. und 5,306,497 Einwohner.

Da die Banda = Oriental seither wieder abgetrennt worden, so ergiebt sich das gegenwärtige Verhältniß auf 102,523 Q. M. und 5,130,537 Einwohner.

Einzelne Verwaltung zweige.

Da das Reich aus einem Zustande tiefer Erniedrigung und völliger Verwahrlosung, durch die

Revolution plötzlich zur Selbstständigkeit und Selbstkraft gerufen worden ist, so hat natürlich auch die angestrengteste Sorgfalt einer Reihe von acht Jahren nicht alles erzwingen und auf einen Punkt der Vollkommenheit bringen mögen, welcher einigen Staaten der neuen Welt mehr oder minder bereits zu Theil geworden ist. Dennoch zeugt die gegenwärtige Lage der Dinge von der zauberischen Macht, eines sein Volk und seine Zeit übertagenden Genies, welches man an Dom Pedro durchaus nicht erkennen darf. Er ist dasjenige für Brasilien und wird noch mehr es werden, was Czar Peter einst den Moskowiten war. Die schöpferische Thätigkeit dieses jungen Monarchen, welcher abwechselnd aus dem unermesslichen Rüsthause der europäischen Civilisation und aus seinem eigenen reichen Geiste und kräftigen Gemüthe die Waffen zu siegreicher Bekämpfung aller Hindernisse bei seinem großen Werke hervorholte, ist der Bewunderung der Mit- und Nachwelt mehr als würdig. In wenig Jahrzehnten dürfte vielleicht das Land, um dessentwillen er sich für immer von Europa losgesagt und dessen Unabhängigkeit er mit erkämpft hat, einen Anblick gewähren, welcher beweist, wie mächtig der Geist über alle Gegenwirkung der Natur, und wie siegreich ein entschiedener Wille über alle hemmenden Verhältnisse, unter jedem Clima und in jedem Himmelsstriche, sich erhebt.

Der gegenwärtige Zustand der Dinge in Brasilien enthält also mehr noch die Saat und den Embryo einer künftigen reichern Cultur, und kann einzig nach diesem Maßstab richtig beurtheilt werden.

Man rühmt die Sorgfalt und Strenge der Justiz; den philosophischen Anstrich in der peinlichen Gerichtspflege, die Verbannung von Erforschungsmitteln der Wahrheit, von Strafarten und Züchtigungswerkzeugen in dem peinlichen Gesetzbuche, und glaubt verschiedenen europäischen Ländern, wo die Leuchte der Aufklärung noch nicht in alle Ressorts der Staatsverwaltung durchgedrungen ist, Brasilien sogar als Muster entgegen halten zu können. Selbst das herrliche, die Volksentwicklung und die gesetzliche Freiheit so sehr fördernde Institut der Jury fehlt hier nicht.

Die Polizei, in der Richtung genommen, wo sie nicht als lästiger Controleur des friedlichen Bürgers, sondern als Beschützerin des Privatlebens, wohltätig, erleichternd, verschönernd auftritt, hat in Brasilien noch vieles einzuholen. Der ungeheure Gebietsumfang und der Mangel an Kunststraßen und Brücken, die Unzahl von Sumpfen und Bestien erschweren immer noch sehr den Verkehr. Die Gefahr vor Räubern droht seltener, als man glauben sollte; das eingeborene Gesindel hat zu entschiedenem Bösen die Kraft nicht; das meiste Unheil ist noch immer von den europäischen hergekommen.

Für die Verbesserung der Staatswirtschaft hat Dom Pedro nach Kräften Sorge getragen und auf jegliche Mittel die Zunahme der so außerordentlich dünnen Bevölkerung zu beför dern gesucht. Die Einwanderungen, jedoch nur solcher Fremden, welche dem Staate einige Kapitale, oder nützliche Hände, oder erforderischen Kopf

zubringen, werden allerweise unterstützt und die Versprechen pünktlich erfüllt. Besonders erhalten der Ackerbau und die Gewerbe möglichste Aufmunterung. Ein großes Uebel ist, daß so viele Abenteurer, Spekulanten und Mäkler sich hineingemischt und abwechselnd die Colonisten, wie den Kaiser selbst, schändlich betrogen haben. Große Vorsicht ist vor allen darum denen nothwendig, welche die Lust der Auswanderung nach dem „Waterlande der Gold- und Diamantengruben“ anwandelt. Diese kosten so theutes Geld hier, als in Europa. Der größte Theil des Bodens in den bequemern und fruchtbaren Gegenden des Landes ist bereits beurbart und mit Besitzern versehen, der in dem Innern, welcher des Anbaues noch bedarf, erfordert nicht geringe Kraft, Selbstverleugnung und Fähigkeit.

Von dem gelehrten Stande rath der erfahrene Weech nur den Aerzten zur Auswanderung. Obgleich zum Schein strenge Prüfungen ange stellt werden, so finden sich doch bald Mittel die Spröde und Ignoranz der Examinateuren vor europäischem Talente verstummen zu machen *).

An Wundärzten ist großer Mangel; diese werden gesucht und gewürdigt. Den Künstlern haben noch keine so günstige Aussichten sich geöffnet. Der Kaufmann bedarf der Kapitale, Empfehlungen und Verbindungen. Der Commissionshandel selbst nährt nur düftig. Die militärische Laufbahn gewährt die uner-

*) Man vgl. darüber die humoristische Beschreibung Weebs S. 61 u. s. w.

freulichsten Resultate, wie vielfache Erfahrungen und noch in den neuesten Tagen die Uffaire mit den deutschen und irlandischen Truppen sattsam erwiesen haben. Schäfer, Gatschet und Consorten haben durch trügerische Versprechungen, die der Kaiser weder erfüllen wollte noch konnte, Hunderte von Menschen unglücklich gemacht. Geschickte Handwerker sind die beliebteste Erscheinung und des erfreulichsten Looses unter allen Ausgewanderten sicher.

Die Regierung schreitet in manchem Zweige, der die Industrie und den inneren Wohlstand mehret, rasch vorwärts. Die Monopole, die Privilegien, die Gilden und Zünfte sind abgeschafft; die Verbindungen mit dem Auslande erleichtert. Die Erklärung Rio-Janeiro's zum Freihafen ist eine nicht geringe Wohlthat für den brasilischen Handel; der Sklavenhandel jedoch, dessen Aufhören durch Verträge stipulirt ist, wird im Falle dies in Vollzug tritt, eine bedeutende Lücke, im Falle des Weiterbestehens aber fortwährend eine partie honteuse des Landes bilden. Das Unglück bei der Sache ist, daß nicht so fest die Grundsätze der Humanität, als die mercantilischen Interessen Englands in's Auge gefaßt worden sind, indem dieser Staat dadurch den Flor des brasilischen Handels zu paralysiren hofft. Bereits haben patriotische Abgeordnete mit großer Bitterkeit öffentlich darüber sich ausgesprochen.

Nur mit Vergnügen verfolgt man die Anstrengungen Dom Pedro's und seiner Regierung für den öffentlichen Unterricht, welcher vor der Revolution in gleich schimpflichen, als harten Fesseln gelegen war. Unter dem Schutz

der freien Presse entwickelt sich immer mehr und mehr der öffentliche Geist und durchbricht die Masse alter Vorurtheile und der Indolenz, Trägheit, Anmaßung und Bigoterie der Brasilo-Portugiesen, so wie er auch den Menschen anderer Farbe eine Ahnung ihres bessern Wesens giebt. Linhares hat sich bleibende Verdienste um die Cultur erworben und ist der Pombal des neuen Reiches, wiewohl unter mildern Formen, als jener fröhre. Wir verweisen auf das, was wir über die höhern wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten schon früher mitgetheilt. Hier führen wir bloß noch an die Bibliotheken, Museen, Priesterseminarien, Militair- und Elementarschulen. Journale von verschiedenen Farben, die meisten von entschieden liberaler, beurkunden die Aufrichtigkeit der Regierung und die Fortschritte des constitutionellen Geistes. Sobald nur das altportugiesische Wesen glücklich aus dem Charakter der Brasilier ausgemerzt ist, wird alles eine bessere Wendung nehmen, und das Comödienspielen mit Grundsätzen und Institutionen, welches nun denn doch, seit die Hoffnung der Rückkehr abgeschnitten, bei beiden Theilen in größern Ernst sich verwandelt hat, wird einem kräftig = ernsten Geiste Platz machen.

Wir haben nunmehr auch vom Kirchenstaat Einiges zu melden. Dieser, für alle Länder, die unter spanisch-portugiesischem Scepter stehen, ein Gegenstand unermesslichen Wehes, und selbst in einigen der emancipirten Colonien fortwährend das reiche Seminarium der Zwietsucht und des Parteikampfes, hat in Brasilien wenigstens theilweise eine Metamorphose erlebt. Daß die römisch-katholisch-

apostolische (die Deutschen kennen nur eine Christ-katholische, die Franzosen eine katholisch-anglikanische) Religion, diejenige des Staates und von jeder andern nur die stille häusliche Ausübung, ohne Auszeichnung gestattet sey, braucht nicht erst gesagt zu werden. Zum Grundsatz allgemeiner Religionsfreiheit hat mit Ausnahme von Buenos-Aires, noch keiner der südamerikanischen Staaten es gebracht. Es muß für diese Idee, ohne welche alle politische Freiheit zuletzt doch der eigentlichen geistigen Weihe und Wurzel entbehrt, ein neues Geschlecht erst stufenweise herangezogen werden. Auch dafür sorgt Dom Pedro. Es ging vor zwei Jahren die Rede von Erbauung einer gemeinsamen Kirche für die zu Rio = Janeiro angesessenen Deutschen und Franzosen, durch freiwillige Beiträge.

Daz unter den Brasilianern der gebildeten Classe übrigens dennoch ein Theil zum Bewußtseyn dessen gelangt ist, was zum Wesen des Katholizismus und nur zu den päpstlichen Auswüchsen gehört, beweist die merkwürdige Verhandlung über Abschaffung des Elibates, jener wichtigen Frage, die in Frankreich bereits schon die Gerichtshöfe und in Deutschland Regierungen und Kammern beschäftigt hat. Auch diesem Lande wird also einst die Sonne der Erkenntniß leuchten, und von Fanatismus und Priesterwahn gereinigt, erst dann zu einem wahren Paradies der Erde es umbilden.

Für die Bedürfnisse der katholischen Bevölkerung ist bereits auch durch Uebereinkünfte mit dem heil. Stuhle Sorge getroffen. Das ganze Land

ward in 16 Bisthümer eingetheilt, deren Primas der Erzbischof von Bahia ist.

Die Militairmacht betreffend, wurde durch ein kaiserliches Dekret vom 1. December 1824 folgende Organisation angenommen:

Die Landmacht besteht aus Linientruppen und aus Milizen; die Zahl der Linientruppen ist auf 30,000 Mann, die der Milizen auf auf 200,000 Mann festgesetzt. Von diesen letztern sind jedoch kaum 50,000 mit Waffen versehen.

Die reguläre Macht zählt:

Zwei Schwadronen reitender Ehrengarde,
Drei Regimenter Reiterei,
Sechs Bataillons Grenadiere,
Fünf Compagnien Scharfschützen,
Zwanzig Bataillons Cacadores = Jäger,
Sechs Compagnien Polizeigarde.

Hiezu kommen noch die berüchtigten deutschen und irlandischen Regimenter.

Der Kaiser hält das Militair sehr gut, übt aber auch strenge Zucht. Der Stockprügel, jenes Bildungsvehikel, das in Europa noch immer so viel zu schaffen macht, paradirt leider auch in Brasilien als unentbehrlich, jedoch mehr bei den Fremden, welchen man hierdurch eine besondere Auszeichnung angedeihen läßt und gleichsam etwas aus der lieben Heimath bringt. Man rühmt des Kaisers Treue bei gegebenen Versprechen. Doch sollte er billig dafür Sorge tragen, daß seine Werber in Europa nicht mehr versprechen, als er in Amerika halten mag und kann.

Unter welch' schlechten Auspizien die Bildung der Marine begonnen, wird dem Leser noch

aus der Geschichte erinnerlich seyn. Auch hier walte Dom Pedro's schaffendes Genie vom erfindrischen Geiste Cochrane's brüderlich unterstützt. Die Seemacht zählt nun doch wenigstens 6 Linien-schiffe, 20 Fregatten und über 60 kleinere Kriegs-fahrzeuge. Die Kriegs- und Kauffahrteischiffe werden meist auf den Werften von Rio-Janeiro und Bahia gebaut.

In den Finanzen des Staates herrscht große Ordnung und Sparsamkeit. Die Einkünfte stiegen bald noch einmal so hoch, als unter der letzten Verwaltung des Königs. Im Jahre 1808 hatte das Land nur 14 Millionen Franken oder 2000 Millionen Reis Einkünfte; 1817, 3139 Millionen Reis. Der Hof verbrauchte hiervon allein 887 Millionen., also über ein Viertheil alles Einkommens. Im Jahre 1823 betrug das Staatseinkommen 66,743,586 Franken; 1824: 94,721,000 Fr. (5 Millionen Pfund Sterling). Einen Hauptbeitrag zu diesen Einkünften liefern die Bergwerke und Goldwäschereien, welche den fünften Theil des Ertrags an die Krone abgeben. (Der Gesamtbetrag des jährlich gewonnenen Goldes ist 1 Million Pfund Sterling). Die Bergwerksgesellschaft von Rio-Janeiro hat neuerlich sehr bedeutende Summen abgeliefert. Eine andere Haupteinkommensquelle sind die Aus- und Einfuhrzölle, welche ebenfalls $\frac{1}{5}$ alles Einkommens, circa 1 Million Pfund Sterling abwerfen.

Die Ausgaben sind nicht bekannt; aber bei Hofe herrscht die größte Sparsamkeit; in allen Zweigen wurden Missbräuche abgeschafft und die Ordnung in den Finanzen auf diese Weise bald hergestellt. Der Kaiser hat persönlich fast gar

keine Bedürfnisse und lebt einfach wie ein Privatmann oder Bürger. — Welch' großmuthige Opfer seine Geliebte, die Marquisin von * * * vor einiger Zeit zu den Bedürfnissen des Staates beigeleutet, darf nicht unerwähnt bleiben. Leider hat der Krieg mit Buenos-Ayres unendliche Summen verschlungen und noch größere vielleicht wird der Racheckrieg mit Dom Miguel und dessen Helfern aufzehren. Die Staatschuld, welche bisher 30 Millionen Crussaden betrug, ist durch die Constitution gewährleistet*).

Wir enthalten uns hier am Schlusse aller fernern Betrachtungen über Brasilien, dessen Lage und auswärtige Verhältnisse, über den Kaiser und dessen persönlichen Charakter. Nachdem die Keime der neuesten Begebenheiten sich entwickelt haben werden, dürfte das Bild klarer, vollständiger und festgezeichneter ausfallen. So viel aber ist gewiß: die Brasilier haben in den Ereignissen der Jahre 1828 und 1829 eine furchterliche Warnung erhalten, gegen die Umtriebe der Fanatiker, wie der Anarchisten gleich sehr auf ihrer Hut zu seyn; sie haben erkannt welch' Schicksal vielleicht auch ihnen, ohne Dom Pedro's Besitz, mit der Zeit bereitet worden wäre, und sie haben alle Ursache mit ihrem eigenen Verfahren, wie mit dem System ihres humanen und großgesinnten Monarchen zufrieden zu seyn. Die Vorsehung lässt von Zeit zu Zeit Caligulas und Dom Miguel wohl nur zu dem Ende erstehen, um die Völker zu züchtigen, welche die guten Herrscher mißhandelt haben, und um den Gewaltigen zu

*) Lips a. a. D.

zeigen, wie abscheulich in der Unwendung und wie gefährlich dem Ansehen des Königthums jene Grundsäze sich ausnehmen, welche von den unverbesserlichen Anhängern des nimmer in seiner früheren Allgemeinheit wiederkehrenden Alten, mit so blutiger Heuchelei für und für noch angepriesen werden.

„Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue siegt, das Alte ist verschwunden.“

Quellen und Materialien

zur

Geschichte und Statistik von Brasilien.

Ueber die ältere Zeit vergleiche das Quellenverzeichniß zur Geschichte von Portugal. Zu diesem kommen besonders noch die Werke von Maynal, Clef, Wagenaar u. s. w.

Ueber die neuere Zeit:

Buchholz, Geschichte der europäischen Staaten.
Venturini, Geschichte der spanisch-portugiesischen Thronumkehr.

— — Chronik des 19. Jahrhunderts.

Münch, Geschichte des Repräsentativen Systems in Portugal.

Pöhlig, die Staatsysteme Europa's und Amerika's.

v. Schäfer, Brasilien als unabhängiges Reich.

Hahn, Brasilien wie es ist.

Caldcleung, Reisen in Südamerika 1819 — 1821.

Eips, Statistik von Amerika.

v. Weeck, Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem.

Rivinus, Atlantis.

Röding, Columbus.

Allgemeine politische Annalen (Gotta).

Neueste Staatsakten.

Pfeilschifter, Staatsmann.

Endlich die wichtigern englischen, deutschen und französischen Zeitungen.

Ueber das Innere des Landes vergleiche die wichtigen beschreibenden Werke von A. v. Humboldt, Spix und Martius, Prinz Max v. Neuwied, Langsdorf u. c. Ueber die Literatur des Landes das vor einiger Zeit erschienene Résumé de la literature brasilienne et portugaise, welches zu spät uns zu Gesicht gekommen, als daß wir es noch hätten benutzen können.

ONE LIBRARY

AMG

DUE DEC 20 '33

ONE LIBRARY

SA 5828.29

Geschichte von Brasilien /
Widener Library

006098118



3 2044 080 482 409

